Paed. Pr.
3976.

Pr. 3976 Waibel
26 [struck through] Holk [struck through]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

G. Serz, Kunst-Anstalt, Nürnberg.

Eine Tulpe

von

sechs neuen Erzählungen.

Der Jugend und Jugendfreunden gewidmet.

Von

Th. Nelk.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg, 1843.
Verlag von G. Joseph Manz.

181. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt:

I. Die Flasche.
II. Die Kerze.
III. Der Stab.
IV. Die kleine Insel.
V. Der Steg.
VI. Der Baum.

I.

Die Flasche.

I.

Vor mehreren Jahrhunderten wohnte Ritter Karl von Steinhügel auf seiner Steinhügelburg. Sie ragte mit zwei Thürmen, von denen noch der Wanderer Trümmer sehen kann, auf einem Hügel gen Himmel empor. Am Hügel liegt ein kleiner See, der dem Ritter Karl gehörte und der reich ist an vortrefflichen Fischen.

Karl stand im Ruhme eines tapfern Kriegers; dennoch liebte er den Frieden, und verübte nie ein Unrecht gegen einen benachbarten Ritter. Seinen Unterthanen war er ein strenger Richter, zugleich aber ein milder Vater. Obschon in seiner Zeit viel Rohheit und Unwissenheit herrschte, schätzte er dennoch Künste und Wissenschaften, und war selbst nicht ungelehrt. In der Rechtsgelehrtheit war er aber

sehr bewandert; deßwegen wurde er auch von Auswärtigen, besonders von Rittern in Rechtsfällen um Rath gebeten. Man nannte ihn weitumher den „gelehrten Ritter.“

Er hatte nur Ein Kind; es hieß Fridolin, und war jetzt ein Jüngling von beiläufig achtzehn Jahren. An Geistesgaben schien Fridolin seinen Vater sogar zu übertreffen. Fridolin übte sich zwar in allem, was zum Ritterthume gehörte; denn er wollte sich zum Helden bilden, um dem Vaterlande durch Kriegsthaten nützen zu können, wenn sich ihm Gelegenheit dazu darbieten würde: aber noch eifriger lag er den Wissenschaften ob. In der wissenschaftlichen Bildung that ihm sehr gute Dienste der Burgkaplan, den man damals den Burgpfaffen nannte; der Burgpfaff war reich an Kenntnissen und Wissenschaft, und stand deßwegen bei Fridolin's Vater in hohem Ansehen.

Jetzt aber erkrankte Fridolin am Scharlachfieber: die Krankheit brachte ihn bald an den Rand des Grabes. Groß war die Bestürzung seines Vaters und seiner frommen Mutter Rosa.

Karl's einziger Vetter, der jenseits des kleinen See's seine Burg und seine kleine Herrschaft hatte, Ritter Otto von Lärchenberg, kam auf Besuch des kranken Fridolin; und er, der der einzige Erbe von Karls bedeutendem Reichthum gewesen wäre, wenn Karl kinderlos gestorben seyn würde, bezeigte die innigste Betrübniß über die Lebensgefahr, in welcher Fridolin schwebte.

Aber wider alle Erwartung genas Fridolin. Nach kurzer Zeit stand er wieder da in blühender Gesundheit und in kräftiger Rüstigkeit. Groß war die Freude auf der Burg. Die fromme Rosa lud alle Armen unter den Unterthanen ihres Gemahls ein, gab ihnen auf der Burg ein Gastmahl, und beschenkte sie theils mit Geld, theils mit Kleidungsstücken, theils mit Lebensmitteln; und als sie dieselben sämmtlich entließ, sagte sie zu ihnen: „Was ich heute gethan, that ich, um dem Allmächtigen dafür, daß Er mir meinen Sohn wieder geschenkt hat, meinen innigsten Dank zu bezeigen; ich bitte euch, betet zuweilen für meinen Gemahl, für mich und für unsern Sohn, auf daß Gottes Segen auf uns ruhen

möge." — Mit Thränen des Dankes und der Freude verließen die Armen an diesem Tage, der ihnen ein festlicher war, die Burg, als die Sonne sich schon zum Untergang neigte, und priesen auf dem Heimwege die Frömmigkeit und Freigebigkeit der allgemein geliebten Rosa.

Ritter Karl aber lud bald darauf die benachbarten Ritter zu einem Mahle ein, das ein Freudenmahl seyn sollte wegen der Genesung seines Sohnes. Die Ritter fanden sich dabei freudig ein. Sänger traten, als die Gäste vom trefflichen, herzerfreuenden Wein schon ziemlich viel getrunken hatten, in den Speisesaal, und sangen ein neues Lied, welches der Burgpfaff auf Fridolins Genesung verfaßt hatte. In diesem Liede ward Fridolins Liebe zu den Wissenschaften insbesondere gepriesen. Als das Lied gesungen war, sagte der hochbetagte, aber noch ganz muntere und ziemlich rüstige Ritter Konrad von Hohenspitz: „Auf der Steinhügelburg ist die Gelehrtheit gleichsam erblüht. Ich kannte Fridolin's Großvater; er allein hatte mehr Wissenschaft, als alle Ritter zusammen in der Runde

umher.“ — Diese Worte hörte Ritter Karl besonders gern. — Ritter Otto von Lärchenberg, der da noch fröhlicher that, als alle andern Gäste, sagte: „Es ist und bleibt das alte Sprichwort wahr: „„Der Apfel fällt nicht weit vom Baum.““ — Die Fröhlichkeit dieses Ritters war aber für die Gäste desto erbaulicher, da sie alle wohl wußten, Otto würde Karls Reichthümer erben, wenn dieser kinderlos sterben würde. Ritter Heinrich von Helfenburg, der schon etwas zu viel vom trefflichen Wein getrunken hatte und auch sonst immer alles heraussagte, was ihm einfiel, sprach: „Ein uneigennütziger Vetter ist ein Wunderding auf Erden; deßwegen wundert's mich, daß unser Nachbar Otto seinen jungen Vetter Fridolin so gerne am Leben sieht.“

II.

Fridolin lag nun den Wissenschaften wieder mit großem Fleiße ob. Insbesondere benützte er dazu die Morgenstunden, weil ihm sein Vater oft sagte: „Die Morgenstunde hat

Gold im Munde.“ An den Morgen des Frühlings und des Sommers war er schon um vier Uhr auf; gewöhnlich nahm er an schönen Morgen ein Buch oder eine Rolle Schriften mit sich, — (denn damals hatte man keine gedruckte Bücher;) — und spazierte damit in's Freie; am öftesten spazierte er aber so am Ufer des See's. Um sieben Uhr Morgens kam er dann allemal von seinem Spaziergange auf die Burg zurück, begab sich in die Burgkapelle, und wohnte mit seinen Eltern der heiligen Messe bei.

Aber eines Tages wurde Fridolin bei der heiligen Messe vermißt. Die Eltern dachten, er habe auf dem Spaziergange sich in seinem Lesen und Studiren vergessen, und sie beunruhigten sich nicht. Da er aber auch beim Mittagsmahle nicht erschien, beunruhigte sich seine Mutter sehr, und es stiegen schwere Ahnungen in ihrem Herzen auf. Der Kummer ließ sie nur wenig vom Mittagsmahle genießen; sie sagte seufzend: „Ach, wenn unserm Sohne nur nichts Arges widerfahren ist!“ — Ihr Gemahl wollte ihr den Kummer ausreden; auch der Burgpfaff bemühte

sich, es zu thun. Karl trug sogleich einem Knappen auf, nach Lärchenberg zu eilen, und dort zu fragen, ob Fridolin nicht dahin gekommen sey; aber der Knappe erhielt auf Lärchenberg die Antwort, es habe den jungen Ritter kein Auge gesehen. — Man suchte, als der Knappe mit dieser Antwort zurückgekommen, den Fridolin nun auf der Burg in allen Zimmern und Winkeln, sogar in den Kellern und Thürmen; — aber vergebens: man fand ihn nirgend.

Da Fridolin auch gegen Abend nicht zu Haus erschien, so wurde noch größer die Betrübniß seiner Mutter; und selbst der Ritter Karl und der Burgpfaff hatten nun Kummer, um so mehr, da sich Fridolin nie auf längere Zeit von der Burg entfernte, ohne die Gutheissung des Vaters oder der Mutter erhalten zu haben. Rosa verlangte nun inständig, man solle den Sohn ungesäumt in der Nähe der Burg suchen. Man suchte ihn überall in der Nähe, besonders im Gebüsche am See. Der Ritter suchte selbst. Als er an das Ufer des See's kam, sah er einen kleinen Fischerkahn oder ein Fischerschifflein in kleiner Entfernung

umgeschlagen im See schwimmen: Da erschrack er; denn er dachte: Fridolin kann das Schifflein vom Pfahl gelöst haben, und in dasselbe gestiegen seyn; vielleicht fuhr er damit auf den See hinein, und las dann sitzend auf dem Rande des Schiffleins; und möglich ist's, daß da das Schifflein umschlug, und er in den See stürzte: oder er stürzte, auf dem Rand sitzend, zuerst aus dem Schifflein in den See, griff dann nach dem Schifflein und riß es um. — Karl rief Leute, die in der Nähe den Fridolin suchten, herbei, zeigte ihnen auf das umgeschlagene Schifflein hin, und sagte ihnen, was er vermuthe. Auch der Burgpfaff kam herbei; ihm schien des Ritters Vermuthung nicht ungegründet zu seyn. Auf Karls Geheiß stiegen zwei Diener in ein anderes Schifflein, und fuhren damit nach dem umgeschlagenen Schifflein. Als sie eine kleine Strecke geschifft, erblickten sie eine Rolle Schriften auf den Fluthen schwimmend. „Ach, sagte der eine, das sind ohne Zweifel Schriften, welche Fridolin las; nun ist's kein Zweifel, er sey im See ertrunken." Sie schifften auf die Rolle zu, und nahmen sie aus dem See. Mit

dieser Rolle Schriften eilten sie, ohne sich um den umgeschlagenen Kahn zu bekümmern, an's Ufer zurück und gaben die Rolle Schriften dem Ritter hin. Es erblaßte der Ritter und der neben ihm stehende Burgpfaff vor Schrecken: denn wirklich waren es Schriften, in denen Fridolin seit einiger Zeit öfters las. Seufzend sprach Karl: „Ach, das sind die Schriften, die ich gestern Nachmittags in Fridolins Zimmer auf dem Tische liegen sah; ohne Zweifel ging er heute Morgens mit dieser Rolle Schriften ans Ufer spazieren; und im Schifflein lesend fiel er dann in den See. So mußte dieser See, der mir schon so viel Vergnügen gewährte, das Grab meines einzigen Kindes werden!" — Karl's Vaterherz war nun voll unbeschreiblicher Wehmuth, und sie preßte Thränen aus seinen Heldenaugen. Der weichherzige Burgpfaff weinte, wie nur eine liebende Mutter über den Tod ihres Sohnes weinen kann. Und alle, die nun hier bei dem Ritter und dem Burgpfaffen standen, weinten und jammerten. Der Ritter faßte sich aber und sprach: „Wir dürfen meiner Gemahlin nicht sogleich sagen, Fridolin sey im See ertrunken;

sie würde vor Schrecken in eine Ohnmacht fallen; ja, die zu große plötzlich verursachte Wehmuth könnte sie tödten. Saget also, bis ich es erlaube, niemanden etwas von dem, was uns ein Beweis ist, Fridolin habe seinen Tod im See gefunden. Wir dürfen vor der Hand, bis Rosa auf die traurige Nachricht gehörig vorbereitet ist, auf ihre Fragen nur ausweichende Antworten geben."

In großer Angst hatte Rosa, während man den Fridolin suchte, in der Burgkapelle zu Gott gefleht. Als die Suchenden auf die Burg zurückkehrten, trat Rosa aus der Kapelle; sie ging dem Gemahl und dem Burgpfaffen mit klopfendem Herzen entgegen, und that, da sie den Fridolin nicht sah, allerlei Fragen. Sie antworteten ihr auf kluge Weise so, daß sie nicht logen, und ihr dennoch die schwache Hoffnung, Fridolin lebe noch und er werde wieder zurückkommen, nicht benahmen.

Da Fridolin aber auch am folgenden Tage auf der väterlichen Burg nicht erschien, ward Rosa noch mehr mit Furcht und Betrübniß erfüllt. Tags darauf verbreitete sich das Gerücht, ein großer, furchtbarer Bär halte sich

im Eichenwalde auf. In diesem Walde ging Fridolin auch gern spazieren, besonders wenn er über tiefsinnige Dinge nachdenken wollte. — Das Gerücht vom Bären hörte Rosa zufälliger Weise; da sank sie fast in eine Ohnmacht; weil ihr der Gedanke kam, Fridolin könne auf dem Spaziergange im Eichenwald eine Beute des Bären geworden seyn. Da Fridolin auch am vierten Tage nicht erschien, und man indessen, auf Betrieb der Rosa, in allen benachbarten Burgen vergeblich nachgefragt hatte, ob man den Fridolin nicht gesehen habe, so verschwand ihr alle Hoffnung, er lebe noch. Karl und der Burgpfaff versuchten es, sie durch Trostgründe aufzurichten, die uns die christliche Religion selbst beim Verluste der Unsrigen darbietet. Sie ergab sich in den Willen Gottes, ging in die Burgkapelle, warf sich vor dem marmornen Altare auf die Kniee, und sprach unter einem Strome von Thränen: „O Gott, Du hast uns den Fridolin gegeben, Du hast ihn uns genommen; Dein Name sey gepriesen. Er sey Dir von mir zum Opfer gebracht. Sieh die Wehmuth meines Mutterherzens und meine Thränen mit Deiner Huld an.

Diese meine Wehmuth, diese meine Thränen vereinige ich mit der Wehmuth und mit den Thränen der Mutter Deines Sohnes Jesus Christus, als Er am Kreuze litt und starb: und in dieser Vereinigung opfere ich Dir meine Wehmuth und meine Thränen auf zur Anbetung deines heiligsten Willens." — Sie betete noch lange, und ihre Thränen flossen fortwährend auf den weißen Stein. Es ward ihr leichter im Herzen, und sie sprach: „Mein Sohn ist hoffentlich in jener Unschuld gestorben, die er durch die heilige Taufe empfangen hat. Du weißt es, o Gott, wie sorgfältig mein Mutterauge über seine Unschuld wachte: und dieß that auch das Vaterauge meines Gemahls. Mit priesterlichem Eifer flößte ihm unser edelherziger Burgpfaff die kindliche Ehrfurcht vor Dir und die kindliche Liebe gegen Dich ein; er pflanzte durch deine Gnade in sein Herz Freude am Gebet und Verabscheuung alles Bösen. Der Müßiggang, dieser Feind der Unschuld und der Tugend, war meinem Fridolin stets fremd. Ich darf also die Zuversicht haben, er sey im Lilienschmucke der Unschuld vor deinem Richterstuhl erschienen."

Nach diesem Gebete in der Burgkapelle begab sie sich wieder auf das Zimmer zurück, in dem sich so eben der Ritter und der Burgpfaff befanden. Sie staunten über die Seelenruhe der Rosa, als sie, vom Gebete neubelebt, in's Zimmer trat und mit heiterem Angesichte sprach: „Ich habe nun in der Burgkapelle dem Herrn meinen Sohn zum Opfer gebracht: wir müssen Gott auch große Opfer bringen, da Er für uns seinen eigenen Sohn hingegeben hat zum Opfer für die Sünden der Welt.“ — Erst jetzt erzählten ihr der Ritter und der Burgpfaff, was am ersten Tage, als sie den Fridolin suchten, auf dem See gesehen und gefunden worden sey, und daß das umgeschlagene Schifflein und die Rolle Schriften es ihnen unbezweiflich gemacht haben, Fridolin sey in den See gefallen und habe darin den Tod gefunden.

Karl wollte nun für Fridolin an einem bestimmten Tage ein feierliches Todtenamt halten lassen, wozu nicht nur seine Unterthanen, sondern auch die Ritter der Nachbarschaft eingeladen werden sollten.

Am bestimmten Tage erschien im Burg-

hofe, aus welchem man in die Burgkapelle gehen konnte, viel Volk und man drängte sich an die Kapelle hin, welche nicht viele Leute faßte. Die benachbarten Ritter fanden sich in der Kapelle beim Todtenamte ein.

Nach dem Todtenamte wurde allem Volke im Burghofe Wein und Brod zur Erquickung gereicht; und Karl und Rosa dankten dem Volke wegen des Gebetes für Fridolin: das Volk aber weinte; denn es liebte den Ritter und dessen Gemahlin, und hatte den Fridolin geliebt, und sich auch für die Zukunft alles Gute von ihm versprochen.

Den Rittern wurde an diesem Tage ein Gastmahl gegeben. Aber dießmal waren die Ritter nicht fröhlich; denn sie hatten großes Leid, daß Karl nun kinderlos war. Aber keiner zeigte dieß Leid so sehr, wie Otto von Lärchenberg und sein Sohn Heribert.

III.

Karl und Rosa, obschon sie mit christlicher Seelengröße den Verlust ihres Sohnes ertrugen, hatten nun auf Erden keine Freude

mehr. Nur noch in Werken der Wohlthätigkeit fanden sie Erheiterung. Karl sagte zu Rosa öfters: „Da wir kein eigenes Kind mehr haben, so sollen uns die Armen unter unsern Unterthanen um so mehr die Kinder seyn; wir wollen ihnen noch reichlicher spenden, als bisher; unser Vetter Otto von Lärchenberg oder sein einziger Sohn erben heut oder morgen von uns dennoch genug.“ — Karl machte ungesäumt auch einige wohlthätige Stiftungen; vorzüglich stiftete er ein Verpflegungshaus für dürftige unheilbare Kranke seiner Herrschaft.

Die Unterhaltungen, an denen er sich vor Fridolins Verlust gern ergetzt und erholt hatte, genoß er jetzt nicht mehr. Keine Unterhaltung hatte für sein Herz etwas Ansprechendes, seitdem er den Fridolin, diese blühende Freude seines Herzens, nicht mehr hatte. Aber eines Tages sprach zu ihm der Burgpfaff: „Zuweilen soll der Mensch unschuldige und angemessene Unterhaltungen genießen, auf daß seine Seelenkräfte nicht stumpf werden. Besonders sollen die, welche ein Herzeleid haben, sich gleichsam einen Zwang anthun, daß sie sich

durch unschuldige Ergetzungen erheitern. Deßwegen, gestrenger Herr Ritter, ergetzet Euch wieder besonders an der Fischerei, die immer Eure Lieblingsunterhaltung war." — Karl versprach ihm, dieser Ermahnung Folge zu leisten, und sagte: „Wir zwei wollen heute Nachmittags auf dem See fischen; wir haben dabei wenigstens die Unterhaltung unserer Gespräche, sollte der Fischfang eben nicht erfreulich ausfallen."

Wirklich schifften Nachmittags Karl und der Burgpfaff auf dem See, um zu fischen. Da sah Karl eine gläserne Flasche auf den Fluthen schwimmen; er zeigte dem Burgpfaffen auf sie hin. Sie wurden vorwitzig, ob etwas in der Flasche seyn möge, und schifften auf sie zu. Wie sie ganz nahe zu ihr kamen, glaubten sie, in ihr ein Papier und einen Stöpsel wahrzunehmen. Karl nahm die Flasche aus dem Wasser, zog den Stöpsel aus ihr, und konnte das Papier, das nach der Länge zusammengerollt war, leicht herausnehmen. Er öffnete es; schon beim ersten Anblick erkannte er und der Burgpfaff Fridolins Handschrift; staunend lasen sie den Inhalt, der so

lautete: „Wer du immer seyn magst, dem Gottes Vorsehung diese Flasche und diese Zeilen in die Hand führt, so bitte ich dich durch die Liebe zu Gott, du wollest dich zu Ritter Karl von Steinhügel begeben, und ihm melden, sein Sohn sey Gefangener seines Vetters Otto von Lärchenberg, und befinde sich im Thurm an dem See. Zeige ihm diese Zeilen, und er wird die Handschrift seines Sohnes erkennen. Mein Vater wird dich gewiß reichlich belohnen.“

Daß Fridolin noch lebe, erfüllte den Ritter und den Burgpfaffen mit unbeschreiblicher Freude; beide knieten in dem Schifflein nieder, und priesen Gott, daß Er ihnen diese Flasche in die Hände geführt habe. Noch knieend sprach der Ritter mit aufgehobenen Händen und gen Himmel blickend: „Mein Sohn schreibt am Ende dieser Zeilen, ich werde den Ueberbringer dieses Schreibens gewiß reichlich belohnen; da ich nun die Freude habe, meiner Gemahlin dieß Schreiben selbst zu überbringen, so werde ich aus Dankbarkeit gegen Dich, o Gott, eine lateinische Schule für meine Herrschaft stiften.“ — Und nun

kehrten sie eiligst zurück auf die Burg, um der Rosa die Flasche und das Schreiben zu überbringen. Auf dem Weg in die Burg sagte aber der Ritter zum Burgpfaffen: „Vor der Hand soll außer Rosa niemand etwas von unserm glücklichen Fund erfahren; ich muß mich erst recht besinnen, wie ich die Sache angehen müsse, daß mein schöner Vetter Otto mir den Sohn freizugeben genöthiget werde. Aber auch der Rosa wollen wir jetzt die Sache nur allmählig beibringen; die plötzliche große Freude könnte sonst ihrer Gesundheit schaden." — Karl steckte sich die Flasche in eine Rocktasche und in eine Westetasche verbarg er Fridolins Schreiben.

Als er mit dem Burgpfaffen in das Zimmer der Rosa trat, sprach er zu ihr: „Aber heute habe ich einen sonderbaren Fisch gefangen." Er sagte dieß mit einer so freudigen Miene, wie sie an ihm, seitdem Fridolin vermißt worden, nimmer gesehen hatte; sie freute sich über seine Freude, deren Gegenstand sie aber wohl nicht errathen konnte. Da sie aber auch den Burgpfaffen so fröhlich sah, wie er nimmer gewesen seit Fridolins vermeintlichem

Tod, so dachte sie: „Wüßte ich nicht gewiß, daß Fridolin todt ist, so würde mir die Fröhlichkeit meines Gemahles und unsers Burgpfaffen verkünden, mein Sohn lebe noch.“ — Sie sagte zu Karl: „Nun, kann ich denn den sonderbaren Fisch, den du heute gefangen, nicht sehen?“ — Da zog er die Flasche aus seiner Rocktasche, und sagte: „Hier ist der Fisch, den ich gefangen. Die Flasche schwamm, gestöpselt, auf dem See. Aber eben nicht die Flasche machte mir und unserm Burgpfaffen solch große Freude, sondern der Inhalt des Schreibens, das in der Flasche lag.“ — Hastig fragte Rosa: „Was war der Inhalt des Schreibens?“ — Er antwortete: „Ein guter, überaus guter Inhalt, der dein Herz erfreuen wird. Mache dich auf eine große Freude gefaßt.“ — Sie erwiederte ihm: „Ach, ich mich auf eine Freude gefaßt machen?! Seit dem Tode unsers Sohnes erwarte ich auf Erden keine Freude mehr.“ — Da sprach der Burgpfaff: „Es könnte aber von Seite unser denn doch eine Uebereilung gewesen seyn, daß wir den Fridolin sogleich für todt hielten: die Umstände ließen uns freilich vermuthen, er

habe im See seinen Tod gefunden; jetzt aber sehe ich ein, daß selbst diese Vermuthung keine rechte Wahrscheinlichkeit hatte: denn es war doch unwahrscheinlich, Fridolin sey unter dem Lesen sitzend auf dem Rande des Schiffleins in den See gestürzt. Auf jeden Fall begründete die Vermuthung keine Gewißheit." — Da erheiterte sich das ehrwürdige Angesicht der Rosa, und sie sagte: „Gibt etwa der Inhalt des Schreibens in der Flasche uns eine Hoffnung, Fridolin lebe noch?" — Karl antwortete ihr: „Allerdings; ja, es ist gewiß, daß unser Sohn noch lebt." — Wie die Sonne nach dem Verschwinden schwarzer Wolken nur um so heller glänzet, so glänzte jetzt im Angesichte der Rosa die Freude und verjüngte dasselbe. Mit innigster Dankbarkeit gegen Gott blickte sie gen Himmel und sprach mit aufgehobenen Händen: „Gott, Dir sey ewiger Preis, ewiger Dank!" — Karl zog nun Fridolins Schreiben aus der Westetasche, bot es der Rosa hin und sagte: „Sieh, Fridolins Handschrift verbürgt es dir, daß er noch lebt." — Sie las das Schreiben. So entzückt von Freude sie auch war, weinte sie

dennoch Thränen des Mitleids gegen ihren gefangenen Sohn. Dem Otto von Lärchenberg zürnte aber die fromme Rosa nicht, sondern sagte: „Gott wolle dem Otto gnädig seyn, damit er nicht ein ewig Gefangener werde!“

Alle drei knieten nieder und brachten Gott den Dank dar. Als sie sich wieder erhoben, sprach Karl: „Nun müssen wir überlegen, wie wir's anzugehen haben, auf daß Fridolin aus seiner Gefangenschaft befreiet werde. Indessen bleibe es unter uns dreien, daß wir wissen, wo sich Fridolin befinde.“

IV.

Der kluge Ritter Karl schickte am folgenden Tage in aller Stille einen verschwiegenen Knappen mit einem versiegelten Schreiben an den Herzog, worin er ihm das Geschehene berichtete, und ihm vortrug, wie Otto von Lärchenberg, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen würde, gezwungen werden könnte, den Fridolin frei zu geben. Der Herzog lobte in der schriftlichen Antwort, die er versiegelt

dem gesandten Knappen übergab, den Plan Karls, und legte ihr ein Schreiben an den Ritter Otto von Lärchenberg bei; dieß Schreiben an Otto war zwar auch versiegelt, es stand aber aussen darauf, Karl habe es zu erbrechen und dem Otto vorzulesen. Sobald der Knappe nach Steinhügelburg zurückkam, lud Karl durch Eilboten auf den folgenden Tag alle Ritter der Nachbarschaft zu einem Gastmahl ein. Alle kamen zum Gastmahle, — auch Otto von Lärchenberg und dessen Sohn. In aller Stille und mit aller Vorsicht wurde auf Karls Befehl während des Mahles das Burgthor bewacht, auf daß Otto und sein Sohn ja nicht entrinnen könnten; auch in der Burg selbst waren während des Gastmahles heimlich Wachen aufgestellt.

Bei der Tafel war man guter Dinge; besonders freuten sich die Gäste, daß man auf Steinhügelburg den Tod Fridolins zu vergessen scheine oder ihn doch verschmerzt habe. Als schon einige Gerichte genossen waren, leitete Rosa das Gespräch auf den Verlust ihres Sohnes; die Gäste drückten ihr Bedauern über diesen großen Verlust aus;

aber niemand that es so lebhaft wie Otto von Lärchenberg und dessen Sohn. Nun erhob sich Ritter Karl, zog das Schreiben des Herzogs an Otto von Lärchenburg hervor, zeigte die Ueberschrift dem Ritter Heinrich von Helfenburg und dem Ritter Konrad von Hohenspitz, erbrach es und las daraus folgendes in einem zwar ernsten aber unleidenschaftlichen Tone vor:

„Schandfleck der Ritterschaft! Aus unverkennbarer Habsucht hast du deinen Vetter Fridolin, das einzige Kind des Ritters Karl von Steinhügel, heimlich seiner Freiheit beraubt, und hältst ihn in deinem Thurm am See gefangen. In der Absicht, die Reichthümer Karls zu erben, begehst du solch ein Verbrechen!"

Diese Worte schmetterten wie Blitz den Otto und seinen Sohn beinahe über ihre Sitze hinab. Blässe und Schamröthe kämpften auf ihren Gesichtern, da sie sahen, aufgedeckt und selbst dem Herzog bekannt sey das, was sie für ein verborgenes Meisterstück ihrer Bosheit gehalten hatten. Sie kamen aus aller Fassung. Aber auch die übrigen

Gäste waren wie erstarrt; alles war ihnen unbegreiflich. Nur Heinrich von Helfenburg, der schon wieder brav getrunken, glaubte es gern, Otto sey eines solchen Schurkenstückes fähig, und sagte: „Wisset ihr nimmer, was ich einmal hier gesagt habe? Hab' ich nicht gesagt, ein uneigennütziger Vetter sey ein Wunderding auf Erden? Und hab' ich damals nicht auch gesagt, mich wundere es, daß unser Nachbar Otto seinen jungen Vetter Fridolin so gern am Leben sehe? Gelt, Heinrich von Helfenburg ist doch kein Narr, obschon es heißt, er schaue oft zu tief in den Becher."

Ritter Karl las aus dem Schreiben des Herzogs noch folgendes vor: „Du hättest verdient, geächtet zu werden; und daß es nicht geschieht, hast du der Fürbitte deines Vetters Karl von Steinhügel zu verdanken. Ungesäumt entlaß seinen Sohn aus der Gefangenschaft; zur Strafe für dein verübtes großes Unrecht aber mußt du deinem Vetter Karl von Steinhügel tausend Goldgulden erlegen, und in Gegenwart benachbarter Ritter ihm und seinem Sohn fußfällig Abbitte thun. Zur Strafe deines großen Verbrechens sey auch

noch dieß, daß weder du, noch dein Sohn, noch irgend einer deiner Nachkommen je, was sich denn immer ereignen mag, Erbe des Ritters Karl oder seiner Nachkommen seyn könnet."

Sogleich mußte Otto von Lärchenberg auf ein Papier niederschreiben, Fridolin solle noch in dieser Stunde aus seinem Gefängniß entlassen werden; er schrieb es mit zitternder Hand. Dieß Papier mußte sein Bediente, der ihn nach Steinhügelburg begleitet hatte, ungesäumt hinübertragen zum Kerkermeister des Thurmes am See; der Bediente mußte zu Pferde reiten und ein Knappe Karls ritt mit ihm; an der Seite des Knappen lief ein stattliches Roß, auf dem Fridolin in seine väterliche Burg zurückreiten sollte.

Rosa und der Burgpfaff standen bald von Zeit zu Zeit von der Tafel auf, und traten an ein Fenster, um zu sehen, ob Fridolin nicht schon einherreite auf dem stattlichen Roß.

Nach einer Stunde kam Fridolin auf der Burg an. Karl, Rosa, der Burgpfaff und die Gäste eilten ihm entgegen bis an's Thor; Otto von Lärchenberg und sein Sohn aber

mußten auf Karls Befehl im Speisesaal zurück=
bleiben. Karl's Dienerschaft eilte ans Thor,
um dem Fridolin, den sie alle nur immer
„die Freude der Burg" nannten, ihre
große Freude zu bezeigen. Fridolin stieg im
Burghof vom Roß, und küßte dem hocherfreu=
ten Vater und der entzückten Mutter die
Hand. Es war da kein Auge, in welchem
keine Freudenthränen glänzten. Alle priesen
Gott wegen Fridolins Befreiung aus seiner
Gefangenschaft. Endlich sprach Rosa: „Ich
bitte, kommet alle mit mir in die Burgkapelle,
um dort dem Allmächtigen feierlichen Dank
abzustatten." — Und alle gingen in die Burg=
kapelle; zwei Knaben eilten voraus und läu=
teten die zwei helltönenden Glöcklein, die im
Kapellthürmlein hingen. Fridolin kniete mit
Vater und Mutter an die Stufen des Altares
hin; alle Anwesenden beteten knieend in feier=
licher Stille, und Thränen des Dankes und
der Freude fielen auf die geheiligte Stätte.

Nun begab sich Karl mit Gemahlin und
Sohn und mit den Gästen in den Speisesaal
zurück, wo Otto und sein Sohn vor Scham
und Unmuth beinahe vergingen. Karl fragte

den Fridolin, ob Otto's Sohn auch Theil genommen an der gegen ihn verübten Missethat; und als Fridolin es bejahte, mußte auch Heribert wie sein Vater dem Fridolin und dessen Eltern auf Befehl aller gegenwärtigen Ritter fußfällige Abbitte thun. Nachdem dies geschehen war, entfernten sich mit Karls Erlaubniß die zwei Bösewichte, und eilten, mit Schande bedeckt, heim auf ihre Burg.

Jetzt setzte man sich an die Tafel. Karl erzählte dem Fridolin und den Gästen, wie er die Flasche im See gefunden und dann die Sache an den Herzog berichtet habe. Nach dieser Erzählung sprach er zu Fridolin; „Mein Sohn, erzähle uns nun sogleich, wie du gefangen worden, und wie die Flasche auf den See gekommen sei.“ — Fridolin sprach:

„Ich ging Morgens sehr früh aus unserer Burg, und spazierte am Ufer des Sees auf und nieder, und zwar in der Nähe des Dickichts von Gesträuchen. Plötzlich sprangen Ritter Otto und sein Sohn aus dem Dickicht auf mich los, ergriffen mich, und banden mir mit einem Stricke die Hände auf den Rücken; — und die Füße banden sie mit einem Stricke

mir so, daß ich nur Schritt vor Schritt gehen konnte. Dann löste der Sohn den Fischerkahn vom Pfahl, schlug dies Schifflein um und trieb es mit einem langen Stück Holz auf den See; die Rolle Schriften aber, die ich bei mir hatte, warf er auf den See, so weit er konnte: dies alles that er ohne Zweifel in der Absicht, daß man meinen möchte, ich sei in's Schifflein gestiegen und sei dann in den See gefallen. Hierauf führten sie mich im Dickicht fort und brachten mich, nachdem sie mein Angesicht verhüllt und einen alten Mantel mir umgeworfen, aus dem Dickicht in den nahen Thurm am See. Ihr wisset, daß in diesem Thurm Missethäter gefangen sitzen. Mich steckte man in ein eigenes Gefängniß, das nur ein einziges und kleines Fenster hat; man fesselte mich nicht; denn man wußte wohl, daß ich durch das kleine Fenster nicht hinausschliefen könnte, und daß ich, wenn ich dies auch thun könnte und würde, hoch hinabfiele in den See. Man glaubte, hier sei ich sicher genug verwahrt, und ich könne an die Möglichkeit zu entkommen nicht einmal denken. Dessen ungeachtet gebrauchte man die Vorsicht,

daß, wenn ein Schifflein auf dem See war, der Kerkermeister bei mir seyn mußte; derselbe sagte mir einstmals selbst, dies geschehe, auf daß, wenn ein Schifflein auf dem See dem Thurm nahe wäre, ich nicht um Hülfe rufen könnte, und er habe den Auftrag, von Zeit zu Zeit auf den See hinaus zu sehen. Uebrigens ließ man mir an guter Nahrung nichts mangeln; in Flaschen setzte man mir täglich guten Wein und frisches Quellwasser vor; auch mein Bett war gut und reinlich; auch an weißer Wäsche gebrach es mir nicht. Ich sah wohl ein, mein Vetter Otto bezwecke mit meiner Gefangenschaft nichts anders, als die Reichthümer meines Vaters zu erben. Otto wollte der Erbe, aber nicht mein Mörder seyn. Weil er wußte, ich liebe die Bücher, so wurden mir ins Gefängniß Bücher gebracht. Und da ich um Papier und Schreibzeug bat, um mich durch Verfassung verschiedener Aufsätze zu unterhalten, ließ man mir's auch daran nicht fehlen. — Der Kerkermeister, ein für seinen Dienst zu weichherziger Mann, war gegen mich besonders freundlich; eines Tages sagte er zu mir: „Ach, welch ein erschreckliches

Unrecht verübt mein Herr an Euch und an Euern Eltern! Ich errathe leicht, er habe dabei die Absicht, der Erbe Euers Vaters zu werden. Schlau ging er die Sache an; aber auch dieser zart gesponnene Faden kommt gewiß noch an die Sonne." — Ich betete immer zu Gott, Er wolle mich aus der Gefangenschaft bringen. Die Noth lehrt beten. Eines Tages, da ich inständig betete, und dann durch's kleine Fenster auf meine väterliche Burg herübersah, und über die Traurigkeit meiner Eltern wegen des Verlustes ihres Sohnes weinte, fiel mir ein sonderbarer Gedanke ein; ich dankte Gott für diesen Gedanken; denn in diesem funkelte mir einige Hoffnung der Rettung. Am folgenden Tage bat ich den Kerkermeister um Faden, auf daß ich meine Aufsätze schön zusammen heften könnte; er brachte mir sogleich Nadeln und einen Knäuel Faden. Als es Abend wurde, schrieb ich auf ein Papier, und rollte es nach der Länge zusammen. Wie es Nacht ward, schob ich das zusammengerollte Papier in eine gläserne Flasche, stöpselte sie, band einen sehr langen Faden um den Hals der Flasche, und

ließ sie durch das Fenster am Faden langsam hinunter in den See. Das Dunkel der Nacht und ein kleiner Sturm begünstigten meinen Kunstgriff. Dann kniete ich nieder, und bетete zu Gott, Er, der die Winde führt und die Wellen leitet, wolle auf dem See diese Flasche in eine gute Hand führen. — Und Gott führte sie sogar in die Hand meines Vaters."

Alle an der Tafel priesen Gott neuerdings für seine Leitung der Flasche. Heinrich von Helfenburg, der über der Erzählung Fridolins das Trinken vergessen hatte, ergriff nun wieder den vollen Becher, erhob sich und sprach, indem alle Gäste die Becher ergriffen und sich erhoben: „Gott erhalte den Fridolin, und zu ewigen Zeiten blühe das uns so theure Ritterhaus von Steinhügelburg!" — Und alle Gäste wiederholten diese Worte mit der herzlichsten Freude. Als man sich wieder niedergesetzt hatte, sagte Heinrich von Helfenburg: „Bei diesem Gesundtrinken war es gewiß Allen der volle Ernst; — denn es ist kein Otto von Lärchenberg unter uns."

* *
*

Von diesem Tage an verbreitete sich die Erzählung von der Flasche in Deutschlands Gauen.

Fridolin verfaßte die Erzählung von der Flasche, und legte sie in eigener Handschrift in dieselbe. — Die Flasche wurde in goldenen Kettlein, zum ewigen Andenken an der himmelblauen, von goldenen Sternlein funkelnden Decke der Burgkapelle aufgehängt.

Karl stiftete ein jährliches Fest, auf welches die benachbarten Ritter zu einem feierlichen Gottesdienst und zu einem Gastmahle, die Armen aber zu Spenden eingeladen werden sollten. Man nannte dies Fest „die Flaschen-Feier.“ So lange die Steinhügelburg von Karls Nachkommen bewohnt wurde, hatte dies Fest alle Jahre statt und so kam die Flasche unter der benachbarten Ritterschaft und unter dem Volke nicht in Vergessenheit.

II.

Die Kerze.

I.

Im Dörflein Knechtenhofen, das zur Pfarrei Burgfeld gehört, wohnte die fromme kleine Familie des Bauers Justin Sinz. Er, seine Gattin Verena und die Tochter Odilia, die jetzt beiläufig zwanzig Jahre alt war, dienten Gott von ganzem Herzen in Erfüllung der Pflichten des Christenthumes und in Arbeitsamkeit. — Der einzige Sohn, Namens Gottlieb, war aber in der Fremde: er hatte durch Unterstützung des Grafen von Liliengarten, zu dessen Herrschaft die Pfarrei Burgfeld gehörte, sich in der Hauptstadt des Reiches zu einem geschickten Maler gebildet; dann reiste er nach Italien, das überaus reich an Meisterstücken der Malerkunst ist; in diesem Lande wollte er sich in seiner Kunst noch höher bilden. — Odilia, das Ebenbild ihrer frommen Mutter, liebte ihren Bruder innig-

lich, und betete täglich, ja stündlich für ihn, daß er in der Fremde unschuldig und fromm bleibe und daß ihm nichts Böses widerfahre.

Obschon ihr Vater Justin eben kein bedeutendes Vermögen hatte, so thaten er und seine Gattin den Armen dennoch viel Gutes. Besonders die arme Wittwe Barbara Rieder, die im Dörflein ein kleines Haus hatte, um das ein kleiner Anger lag, fand bei Verena immer Unterstützung in jeder Noth, die sie mit ihren zwei unerzogenen Mädchen bei einer Schuldenlast von sechshundert Gulden hatte. Barbara sagte zu ihren Kindern, deren das eine acht Jahre und das andere neun Jahre alt war, oft: „O Kinder, betet doch recht für unsre Wohlthäterin Verena und für ihren Mann und ihre Kinder, daß Gott ihnen vergelte, was sie uns thut." Oft kniete Barbara mit ihren zwei Kindern in der Stube an den Tisch hin und betete mit ihnen für Verena und ihren Mann und ihre Kinder.

Justin empfing heute, als am Michaelistage, Vormittags einen Brief seines Sohnes. Ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Schönlang hatte ihn vor drei Wochen im

nächstgelegenen Städtchen auf der Post bekommen, und beging die Nachlässigkeit, daß er den Brief drei Wochen lang zu Haus in seinem Kasten liegen ließ: — er bedachte nicht, wie leicht eine solche Nachlässigkeit im Ueberbringen eines Briefes die schlimmsten Folgen haben kann. Gottliebs Brief lautete aber so:

„Geliebte Eltern und theure Schwester!

Ich habe, seitdem ich euch das letzte Mal geschrieben, Rom, das voll der Meisterstücke ist, verlassen. O, wie viel habe ich für mein Fach in Rom gelernt! Ich möchte allen Malern in der Welt zurufen: „O, gehet nach Rom!" — Ich glaube in meinem Fach es so weit gebracht zu haben, daß ich nun euch viel Geld verdienen kann. Dies freut mich; denn so kann ich euch die Tage des Lebens noch mehr verschönern, und ihr könnet den Armen noch mehr Gutes erweisen. Aber auch das freut mich, daß ich durch Verfertigung schöner Gemälde die Ehre Gottes befördern, und in Mitmenschen die Liebe zur Religion und Frömmigkeit erwecken und stärken kann. Ich habe mich besonders auf Verfertigung heiliger und frommer Gemälde verlegt. — Mein erster

Lehrmeister sagte oft zu mir: „Ein Maler kann dem Reiche der Religion und der Tugend viel nützen, wie auch viel schaden.“ — Ich werde meinen Pinsel nie entweihen. — Ich reise nun in die Heimath, und hoffe, gegen Ende Septembers zu euch zu kommen. Meine Freude, dann immer bei euch zu bleiben, ist groß. Die Heimath ist dem Wanderer immer das Theuerste; das Dörflein Knechtenhofen ist meinem Herzen mehr als Rom.“

Odilia weinte Freudenthränen, als der Vater diesen Brief vorgelesen hatte. Sie sagte: „Gott sei Dank, daß Er unsern Gottlieb in seiner Frömmigkeit immer erhalten hat. Wie freue ich mich, daß Gottlieb nun immer bei uns bleiben wird! Jetzt darf ich keinen Kummer haben, er möchte in der Fremde die Unschuld und die Frömmigkeit verlieren.“

Sie und die Eltern sahen an diesem Vormittage von Zeit zu Zeit zu den Stubenfenstern hinaus, ob Gottlieb noch nicht komme. Odilia sagte nach dem Mittagsessen, sie ahne, heute komme ihr Bruder, deßwegen wolle sie ihm entgegen gehen; aber der Vater erwiederte ihr: „Liebes Kind, deine Sehnsucht nach

deinem Bruder gibt dir diese Ahnung in den Sinn; man muß nicht jeden Einfall für eine Ahnung halten. Dem Gottlieb entgegengehen nützet nichts, da wir nicht wissen, ob er heute komme und welchen Weg er einschlage.“

II.

Noch heute Abends vor sechs Uhr kam die arme Wittwe Barbara in's Haus des Justin, und sagte zu Verena in der Stube: „Ich sollte heute noch nähen, und habe kein Licht; ich bitte dich, gib mir eine Kerze.“ — Verena gab ihr eine; aber es kostete ihr sichtbar eine Ueberwindung ihrer selbst; und sie gab die Kerze bei weitem nicht mit einem so freundlichen Gesichte, wie sie sonst andere Almosen spendete. Dies sahen der Mann und die Tochter, die so eben auch in der Stube waren.

Beim Nachtessen sagte Justin zu Verena lächelnd: Heute hast du kein besonders freundliches Gesicht gemacht, als du der Barbara eine Kerze schenktest. Es ist wahr, was ich am Sonntag in einem Buch gelesen habe: es heißt im Buche: „Auch freigebige Seelen ha-

ben in Betreff gewisser Sachen leichtlich eine Art Geiz." — Ich erfuhr dies schon als Knabe; nach dem zu frühen Tode meiner Eltern war für mich ein Geistlicher der größte Wohlthäter. Es waren unser zehn Geschwister; eine Base führte unser Hauswesen, das ziemlich ärmlich war. Der Geistliche kannte unsre Dürftigkeit, und mit freudigem Angesichte gab er mir, was ich bedurfte. Ich war bei der heiligen Messe immer sein Altardiener. Er würdigte mich einer besondern Aufmerksamkeit. Wie viele väterliche Ermahnungen und Warnungen gab er mir! Und sie gingen mir desto mehr zu Herzen, je wohlthätiger er gegen mich war. Er munterte mich oft auf, ich solle mich im Schreiben üben; aber nie gab er ungebeten mir eine Schreibfeder, wohl aber Papier genug: und wenn ich ihn um eine Schreibfeder bat, gab er mir zwar eine, aber fast mit der Miene eines Geizigen. Und doch hatte er immer viele Schreibfedern. So hast es du mit den Kerzen: du geizest mit diesen, ohne es recht zu wissen, wie jener Geistliche mit den Schreibfedern geizte. Barbara mag dich bitten, um was sie will, so gibst du es

ihr mit großer Willigkeit und mit fröhlichem Angesichte; nur wenn sie dich um eine Kerze bittet, gibst du ihr nie eine anders als mit einer solchen Miene, aus der ein gewisser Geiz herausschaut. Und doch hast du immer Vorrath an Kerzen, da du sie selbst machest."

An diesem Abende nach acht Uhr kam eiligst ins kleine Haus der Wittwe Barbara ein Knabe, der ein Söhnlein ihrer kranken Schwester war, herüber aus dem Pfarrdorfe Burgfeld, und sagte: „Ach, Bäslein, kommet doch geschwinde; meine liebe Mutter stirbt." — Es war stockfinstere Nacht; Barbara wollte durch das kleine Gehölz und durch die Wiese gehen, weil sie da viel bälder ins Pfarrdorf kommen könnte, als auf dem Fahrweg; deßwegen schnitt sie ein Stück von der Kerze, die ihr heute Abends Verena geschenkt hatte, steckte es in eine längliche gläserne Laterne, zündete es an, und eilte fort, so viel ihr böser Fuß es ihr gestattete.

Gerade außerhalb des Gehölzes, durch das Barbara mit dem Knaben ging, war auf der Wiese heuer eine Flachsgrube gemacht worden. Flachsgruben nannte man aber in

dieser Gegend runde, tiefe und mit Wasser angefüllte Gruben, die man eigens dazu machte, daß man den eingeernteten und geriffelten Flachs auf einige Zeit in Büscheln darein legte. Die Obrigkeit befahl von Zeit zu Zeit, daß man solche Gruben sorgfältig mit Brettern zudecke, auf daß niemand hinein falle; aber dieser Befehl wurde manchmal nicht befolgt. So war jetzt auch die neue Flachsgrube, in der kein Flachs lag, und die ein Klafter tief war, und einen lettigen Boden hatte und mit faulem Wasser angefüllt war, nicht zugedeckt. In dem Augenblicke, als Barbara mit der Laterne aus dem kleinen Gehölze herauskam, stand ein junger, schöngekleideter Mann an der neuen Flachsgrube und war schon im Begriff, den einen Fuß in dieselbe zu setzen, als er plötzlich bei dem Schimmer der Laterne der Barbara noch sah, er stehe an einer Flachsgrube. Mit Entsetzen sprang er einige Schritte zurück, und sagte laut: „O Gott, wie wunderbar rettest Du in diesem Augenblicke mein Leben! In dieser Grube wär ich sicherlich ertrunken.“ Die Wittwe ging mit der Laterne auf ihn zu, und

wie sie vor ihm stand, sagte sie: „O Himmel, seyd ihr nicht der Gottlieb? Ich hätte euch bald nimmer gekannt.“ — Und er erwiederte ihr: „Ja, ich bin der Gottlieb; und Ihr seyd die gute Barbara, unsre liebe Nachbarin. Aber in diesem Augenblicke seyd Ihr mir ein Engel des Lichtes: denn ich wäre so eben in diese Grube gefallen, wenn nicht der Schimmer von Eurer Laterne mir diese Grube gezeigt hätte. In dieser Grube wäre ich ertrunken; Ihr seyd also die Retterin meines Lebens.“ — Barbara sagte: „Die Kerze, von der ich ein Stück in diese Laterne gesteckt habe, hat mir heute Abends Eure Mutter geschenkt, weil ich sie darum bitten mußte, da ich in meinem Häuslein kein Stümpflein Licht hatte. Eure eigene Mutter ist also dadurch, daß sie mir heute die Kerze geschenkt hat, die Retterin Euers Lebens geworden.“ — Während Gottlieb und Barbara mit einander redeten, kam ein anderer Knabe, der auch ein Söhnlein von der Schwester der Barbara war, zu ihnen herbei, und sagte zu ihr: „Liebes Bäslein, kehret nur wieder heim; meine Mutter hat sich wieder erholt; es war

nur eine Ohnmacht; der Arzt kam, und sagte, sie sterbe nicht so bald, und vielleicht komme sie sogar davon. O, wenn uns Gott die gute liebe Mutter schenken würde!" — Die zwei Knaben gingen nun heim, und Barbara kehrte mit Gottlieb nach Knechtenhofen zurück.

Die Eltern und die Schwester Gottlieb's saßen in der Stube beim Kerzenlichte an dem Tische. Sie redeten so eben vom Gottlieb, als er mit Barbara sich dem väterlichen Haus näherte; Odilia sagte: „Mir ist immer, Gottlieb komme heute noch;" — und sie schaute wieder zu einem Fenster hinaus. „O Himmel, sagte sie zu den Eltern, Barbara kommt mit der Laterne; ja sie ist es; — und ich glaube, es ist mein Bruder; — ja, er ist's." — Und Odilia flog zur Stube hinaus und hinab über die steinerne Stiege vor der Hausthür dem Gottlieb entgegen; — Vater und Mutter eilten ihr nach. Die Begrüßungen waren so herzlich, als sie beim Wiedersehen zwischen so guten Eltern und einem so guten Sohn und zwischen zwei so zärtlich liebenden Geschwistern nur seyn können. Man ging nun mit einander ins Haus und in die Stube.

Barbara, die auch hereingegangen, wollte aber nun sogleich in ihr Häuslein gehen; aber da sprach Gottlieb: „Vor allem, meine lieben Eltern und meine theure Schwester, muß ich euch erzählen, wie Barbara mit ihrem brennenden Stück Kerze in der Laterne in dieser Stunde die Retterin meines Lebens geworden sey.“ — Er erzählte es nun. Und Barbara erzählte die Veranlassung, sich mit der Laterne auf den Weg nach dem Pfarrdorf zu machen. Verena und Justin und Odilia priesen Gott für diese sonderbare Fügung. Barbara sagte aber: „Liebe Verena: wenn du mir heute Abends die Kerze nicht geschenkt hättest, so hätte ich ohne Laterne mich auf den Weg zu meiner kranken Schwester begeben müssen, und ich hätte dem Gottlieb nicht ein Engel des Lichtes werden können, wie er mich nennt.“ — Da flog eine sanfte Schamröthe über das Angesicht der Verena; denn sie erinnerte sich der Worte, welche Justin beim Nachtessen zu ihr gesagt hatte. Justin aber sagte zu ihr lächelnd: „Die Kerze also ist das, was durch Gottes Vorsehung in der Hand der Barbara zur Rettung unsers Sohnes die-

nen mußte. Wie hättest du vor drei Stunden, als du der Barbara die Kerze gabst, dies ahnen können? Wie reich an guten Folgen kann schon für diese Zeit ein jedes gutes Werk werden! Hättest du heute der Barbara die Kerze nicht gegeben, so hätten wir heute noch unsern Sohn verloren." — Verena dachte aber in ihrem Herzen: „Mein Gott, wie schäme ich mich vor Dir, daß ich der Barbara die Kerze ungern gab! Du aber, o Gott, gabst mir die Gnade, meinen Geiz, den ich in Betreff der Kerzen hatte, wenigstens in so weit zu überwinden, daß ich ihr die Kerze gab. Wie nützlich kann es doch dem Menschen schon für diese Zeit werden, wenn er sich nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinen überwindet! Nun will ich mein Lebtage auch mit den Kerzen nimmer geizig seyn." — Und sie sprach zu Barbara: „Liebe Retterin meines Sohnes, von jetzt an versehe ich dich immer mit Kerzen, so lange ich lebe; und nach meinem Tode werden es die Meinigen thun." — Gatte, Sohn und Tochter sagten wie mit Einem Munde: „Ja, an

Kerzen soll es unserer lieben Barbara nie fehlen."

Gottlieb hatte unter dem Arme einen mit grüner Wachsleinwand gehüllten länglichen Pack; — nun legte er ihn auf den Tisch, und machte ihn auf, indem er sprach: „Ihr müsset sogleich sehen, daß ich in der Fremde fleißig gemalt habe: aber hier ist nur der kleinste Theil von dem, was ich gemalt." — Die Mutter zündete noch eine Kerze an, damit man alles recht gut sehe. Der Vater setzte sich die Brille auf. Alle setzten sich an den Tisch. Die Gemälde waren lauter Stücke aus der biblischen Geschichte, sie waren vortrefflich, und Vater und Mutter, wie auch Odilia und Barbara waren davon entzückt. Odilia sagte: „Ich habe gemeint, wie schön die Bilder seyen, die ich in meinem Gebetbuche habe; ich sehe aber wohl, zwischen diesen und ihnen sei ein Unterschied, wie zwischen Tag und Nacht." — Die drei schönsten Gemälde schenkte Gottlieb der Barbara, als sie endlich in ihr Häuslein zurückkehrte; sie mußte dieselben sogleich mitnehmen, und er versprach ihr, er wolle ihr schöne Rahmen dazu machen

lassen. Sie weinte vor Freude, und sagte: „Ich hätte mein Lebtage nicht geglaubt, daß etwas so Schönes je in mein armes Häuslein kommen würde."

Die Freude in Justins Haus war fortwährend groß. Gottlieb war überaus fleißig in seinen Kunstarbeiten, und erwarb viel Geld. Dabei war er immer sehr bescheiden und fromm, gegen seine Eltern stets kindlich, und gegen seine Schwester immer liebevoll.

Er verfertigte zwei Gemälde, deren jedes seine Rettung bei der Flachsgrube darstellte; das eine Gemälde schenkte er in einem schönen Rahmen der Barbara, das andere sollte auf immerwährende Zeiten in der Stube seines väterlichen Hauses bleiben zum Andenken der Begebenheit mit der Kerze. — Nach und nach schenkte er der Barbara so viel Geld, daß sie alle ihre Schulden abtragen konnte.

In der Folge, als Gottlieb ein bedeutend reicher Mann geworden, machte er zum Andenken der Begebenheit mit der Kerze eine milde Stiftung, die man in der Pfarrei Burgfeld „die Kerzenstiftung" nennt. Dieser Stiftung zufolge werden noch heut zu Tage

zu Burgfeld wöchentlich drei Pfund Kerzen unter die Hausarmen der Pfarrei vertheilt. In der Stiftungsurkunde wird die Begebenheit mit der Kerze umständlich erzählt, und die Urkunde beschließt mit folgenden Worten: „Unsere christliche Religion macht uns die Wohlthätigkeit zur heiligen Pflicht; sind wir gottselig und wohlthätig, so sind wir in Wahrheit Nachfolger Jesu Christi, der gesprochen hat: „Ich bin das Licht der Welt; wer Mir nachfolget, der wandelt nicht im Finstern; sondern er wird haben das Licht des Lebens.“

III.

Der Stab.

I.

Im malerisch liegenden Dörflein Kleinweiler, das zur Pfarre Großried gehört, wohnte vor beiläufig vierzig Jahren die bereits betagte Wittwe Nympha Sondermann. Sie hatte nach dem Tode ihres Gatten Eduard Fritz ihr Haus und Gut verkauft und sich nur ein kleines Nebenhaus zur Wohnung ausbedungen. Man sagte allgemein, sie habe ein Vermögen, das sich auf zwölftausend bis vierzehntausend Gulden belaufe. Nympha war ungemein witzig und hatte durch Lesung schöner Bücher ihren Geist gebildet; sie war auch rechtschaffen und fromm und sehr wohlthätig: aber in ihrer Gemüthsart und in ihrem Thun lag viel Sonderbares; und die Leute sagten scherzweise, sie heisse nicht um-

sonst „Sondermann.“ Man nannte sie aber insgemein „die Wunderliche.“ Ihre sonderbaren Gedanken und Handlungen hatten meistens viel Sinnreiches an sich, gränzten aber zuweilen, wie manchen Leuten scheinen wollte, ans Aberwitzige. Was immer die Leute von ihr dachten oder sagten, war ihr aber sehr gleichgültig.

Nympha hatte nur noch eine Stieftochter; ihr einziges, eigenes Kind, eine hoffnungsvolle Tochter, war vor einigen Jahren gestorben. Sie liebte ihre Stieftochter, welche Karolina hieß, auf eine wahrhaft mütterliche Weise. Sie gedachte sogar, sie einstens zu ihrer Erbin einzusetzen: dies äußerte sie vor dem Pfarrer, dem sie auch sagte: „Ich habe nur einen Bruder, und sonst keine nahen Verwandten; mein Bruder zu Wien ist aber sehr reich und hat keine Kinder; ich setze ihn nicht zum Erben ein; man muß das Wasser nicht zum Bach tragen.“ — Aber die Stieftochter war ein leichtsinniges, ungesittetes Mädchen, und machte der Nympha durch ihre böse Aufführung viel Verdruß und Kummer. Nympha trug nicht Schuld, daß Karolina so war; denn

seitdem sie ihre Stiefmutter geworden, hatte sie alles Mögliche gethan, um aus ihr ein gesittetes, frommes Mädchen zu erziehen; aber alles war vergeblich, da ihr Vater nicht gehörig mitwirkte und Karolina kein gutes Herz hatte. Auch jetzt noch gab Nympha sich alle Mühe, der Stieftochter Liebe zur Tugend einzuflößen, und sie vom Bösen abzuhalten. Aber Karolina verachtete die mütterlichen Ermahnungen und Warnungen; und sagte nicht selten ihr trotzig in's Gesicht: „Ihr seyd die Wunderliche.“ — Eines Tages, als die Trotzige dies wieder zu ihr sagte, sprach Nympha mit würdevollem Ernst: „Wenn man euch jungen leichtsinnigen Leuten das ans Herz legt, was euch zum zeitlichen Wohl und zum ewigen Heil ist, so saget ihr nur zu gern, man sei wunderlich. Meine liebe Karolina, ich meine es mit dir nicht wunderlich, sondern gut, recht gut. Ich wünsche inniglich, daß du glücklich in der Zeit und selig in der Ewigkeit werdest; aber du bist nicht auf dem rechten Wege zum Glück und zur Seligkeit. Willst du Glück und Seligkeit finden, so mußt du böse Bekanntschaften meiden, und mußt fleißig

beten und emsig arbeiten; Flucht vor den Bösen und Leichtfertigen, und herzliches Gebet und Emsigkeit in der Arbeit erhalten die Jugend im Guten."

Karolina machte es aber immer ärger; sie stahl der Stiefmutter sogar öfters Geld und verwendete es zu bösen Dingen. Der Nympha blieb dies nicht verborgen; und sie bestrafte die Diebin mit scharfen Worten. Eines Tages aber war Karolina verschwunden; sie war nirgend zu erfragen. Bald zeigte es sich, sie habe, während Nympha in der Kirche war, ihr aus dem Kasten, den sie mit einem Dietrich mag geöffnet haben, zweihundert Gulden gestohlen. — Karolina ließ sich in dieser Gegend nie wieder sehen.

Nun nahm Nympha ein beiläufig achtzehn Jahre altes Mädchen, Namens Amalia Sinn, als Magd an, weil die arme Mutter des Mädchens sie darum bat. Aber auch Amalia war leichtsinnig; insbesondere war sie geschwätzig, und plauderte alles aus, was sie hörte und sah. Im Dörflein Kleinweiler wohnte eine schon betagte Wittwe, Namens Elisabeth Falger; man nannte sie spott-

weise die Ratschlisel, weil sie eine ausgemachte Plautertasche war. Zu dieser lief Amalia fast alle Tage, und erzählte ihr, was ihr an der Nympha wunderlich vorkam. Nympha wurde dies inne; sie sagte deswegen eines Tages in einem liebreichen Tone zu ihrer Magd: „Mein Kind, du heißt wohl Sinn, hast aber nicht den rechten Sinn. Du bist leichtsinnig und geschwätzig. — . Sittsamkeit, Besonnenheit, Verschwiegenheit sind wahre Zierden eines jungen Mädchens. Folge meinen Ermahnungen; — nicht aus Wunderlichkeit, sondern aus gutem Herzen gebe ich sie dir. Ich möchte dir gern sogar eine Mutter seyn; sei der Stab meines Alters; ich werde dir reichlich vergelten.“

Aber die Magd nahm diese Ermahnung nicht zu Herzen, und schenkte der Ratschlisel mehr Zutrauen, als der Nympha. Zuweilen stahl sie ihr Kaffee und Zucker, und brachte ihn der Ratschlisel, die ihr ein Geldlein dafür gab; — auch Geld stahl sie zuweilen der Nympha. Endlich kam Nympha auf diese Diebereien, und fand sich bewogen, die Amalia von sich zu thun.

II.

In dem Dörflein Kleinweiler wohnte in einem ärmlichen Häuslein ein Taglöhner, Namens Tobias Schuler; er war schon über fünfzig Jahre alt. Seine Gattin Berthilla, die mit Nähen fast täglich ein Geld erwarb, war so fromm und so gutherzig wie er. Sie hatten nur Ein Kind, eine ausgezeichnet gutgesittete Tochter, Namens Friedhilda. Sie war jetzt beiläufig achtzehn Jahre alt. Das ganze Dörflein ließ der Friedhilda das verdiente Lob zu Theil werden; selbst die Ratschlisel, die immer lieber tadelte als lobte, wußte ihr nichts Böses nachzureden. Nympha wünschte, Friedhilda möchte zu ihr in den Dienst kommen. Deßwegen ging sie zu ihren Eltern, und sagte zu ihnen: „Ich bitte euch, daß ihr euere Tochter zu mir in den Dienst lasset; es soll euch mit der Zeit nicht reuen. Bleibt eure Tochter bei mir und ist sie der Stab meines Alters, so werde ich ihr einen Stab für ihr ganzes Leben verschaffen. Ich lasse euch aber vierzehn Tage Bedenkzeit.“

Ratschlisel, die allem nachforschte, was

in dem Dörflein und in der ganzen Pfarrei geschah, erfuhr, Friedhilda könnte zu Nympha in den Dienst kommen, wenn sie wollte, und ihre Eltern sähen es gern. Eines Tages paßte Ratschlisel der Friedhilda auf dem Kirchweg auf, und sagte zu ihr: „Liebes, frommes Kind, ich höre, Nympha wolle dich zur Magd haben. O, zu der geh' nicht; da müßtest du in Einem Tage zehn Predigten hören; und so brav du auch bist, so kämest du zuletzt doch mit Schand und Spott aus dem Dienst. Die ist eine Wunderliche. Ich ginge nicht zu ihr in den Dienst, obschon sie mir alle ihre zwölftausend Gulden gäbe. Ich weiß schon, was mir von ihr Amalia Sinn und ihre Stieftochter gesagt haben." — Friedhilda machte ein ernstes Gesicht, das zu verstehen gab, ihr mißfalle dies Geschwätz; und sie sagte nur: „Nympha ist sehr brav." Sie machte von der triefäugigen Plaudertasche, die mit ihrem hinkenden Fuß nicht schnell gehen konnte, sich los, und ging eilenden Schrittes ins Pfarrdorf.

Friedhilda kam wirklich zu Nympha in den Dienst. Nympha war mit ihr überaus zu-

frieden; vorzüglich gefiel ihr an ihr, daß sie der Ratschlisel, die ihr überall aufpaßte, stets auswich. Die Ordnungsliebe, die Emsigkeit und Flinkheit im Arbeiten, die Reinlichkeit in allem und die Verschwiegenheit der Friedhilda konnte sich Nympha nicht genug loben. Eine besondere Freude hatte sie aber an ihrer herzlichen Frömmigkeit. Sie fand nie Ursache, sie zu warnen oder zu ermahnen. Sie gab ihr aber auch gute Kost und schönen Lohn. Zuweilen war Nympha krank; besonders dann diente ihr Friedhilda mit größter Sorgfalt, und mit einer Liebe, als wäre Nympha ihre eigene Mutter. Wurde sie wieder gesund, so ließ sie ihr allemal ein neues Kleid oder doch ein neues Kleidungsstück machen. Sah Ratschlisel dann wieder ein neues Kleid oder ein neues Kleidungsstück an der Friedhilda, so machte sie ihre Bemerkungen, Friedhilda müsse sich in die Launen der Wunderlichen gut zu fügen wissen. — Aber auch einige Mädchen im Dörflein und im Pfarrdorfe waren der Friedhilda neidig; besonders Amalia Sinn, die nun wieder bei ihrer Mutter war, spöttelte über die nettgekleidete Friedhilda; vor-

nehmlich that sie es, wenn sie zu Ratschslisel kam; bei dieser sagte sie eines Tages: „Friedhilda muß eine kunstreiche Heuchlerin seyn; denn gerade so brav, wie Nympha es fodert, könnte sonst keine Magd seyn." — Derlei Reden kamen dem frommen Mädchen denn doch zu Ohren, und thaten ihr weh. Eines Tages weinte sie deßwegen; und Nympha, die sie weinen sah, fragte sie um die Ursache ihrer Thränen; Friedhilda sagte ihr die Ursache; da sprach Nympha zu ihr: „Mein liebes Kind, die Welt ist kindisch; wenn man thut, was vor Gottes Auge recht und gut ist, muß man die Welt reden lassen und ihr Gerede verachten mit großer Herzensruhe. Dies ist etwas, das man zwar nicht so leicht und geschwinde lernt; aber nach und nach lernet man es doch, wenn man nur Gott zu gefallen sucht. Ist Gott mit uns zufrieden, so ist dies unendlich mehr, als wenn uns die ganze Welt loben würde."

Für Friedhilda blühten neue Leiden. Ihr Vater konnte nunmehr wenig arbeiten, da er an beiden Augen den Staar bekam: und es dauerte nicht lange, so ward er zur Arbeit ganz untaug-

lich. Auch seine Gattin kränkelte von jetzt an öfters. Und nun war die Armuth und Noth im Täglöhnerhäuslein recht groß. Den schönen Lohn, den die Tochter bekam, gab sie freudig hin zur Unterstützung ihrer Eltern: damit war ihnen aber noch nicht ganz geholfen. Aber Nympha half aus Liebe zu Friedhilda; sie gab ihren Eltern von Zeit zu Zeit das nöthige Geld, und schickte ihnen täglich von ihren Speisen. — Alle diese Wohlthaten nahm die edelmüthige Jungfrau wohl zu Herzen, und dankte der Nympha immer mit gerührtem Herzen und oft mit weinenden Augen.

Die Mutter mußte endlich öfters das Bett hüten; Nympha erlaubte der Tochter herzlich gern, der Mutter zu dienen, wie diese es bedurfte. Zuweilen traf es sich zu, daß Nympha und Berthilla zu gleicher Zeit das Bett hüten mußten: — Friedhilda pflegte dann beide, und hatte die Hände voll zu thun: aber keine Mühe und Sorgfalt war ihr zu groß; sie fand in ihrer Frömmigkeit und in ihrem steten Andenken an Gott immer wieder neue Stärke und neuen Muth. Nympha sagte

eines Tages, im Krankenbette liegend, zu ihr: „Deine Mutter und ich machen dir wieder viel zu thun, und du mußt so viele Nächte den Schlaf brechen; aber Gott wird es dir belohnen; auf jeden Fall thut Er's in der Ewigkeit; und ich meine, Er thue es auch noch in der Zeit.“ — Ein anderes Mal sagte Nympha zu ihr: „Mein liebes Kind, es wäre nöthig, du könntest dich verdoppeln, um deine kranke Mutter und mich zu pflegen; aber deine große Liebe thut mehr, als zwei Mädchen thun würden. Du bist deinen Eltern und mir der Stab.

III.

Nympha ließ in dem nächstgelegenen Städtchen einen sonderbaren Stab machen. Und als sie ihn erhalten, ging sie fortan immer an diesem Stab in die Pfarrkirche hinüber: sie that es Vormittags wohl täglich, wenn anders es ihr möglich war. Die Leute gafften den sonderbaren Stab so an, als wäre er ein Wunderding. Der sonderbare Stab war besonders für Ratschlisel ein Stoff

zu feinen Bemerkungen; und ihre Bemerkungen beschloß sie dann mit den Worten: „Die Wunderliche muß auch einen wunderlichen Stab haben.“

Der Stab war ziemlich dick, und so lang, als Nympha hoch war; inwendig war er hohl; man konnte ihn nach der Länge in zwei gleiche Theile zerlegen; zwei Reihen von kleinen messingen Häckchen in messingen Häftchen hielten die zwei Theile zusammen. Der ganze Stab war mit grünem Saffian überzogen. — Dies war das Wunderding von einem Stab; Leute, die sich gern über fremde Sachen den Kopf zerbrachen, sannen hin und her, warum doch Nympha einen so sonderbaren Stab haben möge; und nicht Einer errieth es.

Als Nympha wieder krank war, besuchte sie der Pfarrer. — Er war ein großer Krankenfreund. Die ganze Pfarrei lobte ihn als einen ungemein wohlthätigen Mann, — und dies Lob verdiente er. Obschon er nur geringe Einkünfte hatten, gab er dennoch den Hausarmen so viel, daß man sich wunderte, wie er so viel geben könne, auch gab er in besonderen Fällen sich viel Mühe, von Reichen

etwas für Dürftige zu erlangen; und in solcher Bemühung waren sehr wirksam die christlichen Beweggründe, die er den reichen Leuten an's Herz legte, und sein eigenes Beispiel. Bei dem Besuch, den er jetzt der Nympha machte, sprach er sie um ein Almosen für ein Hausarmes an; und er that wieder keine Fehlbitte. Als er bei ihr war, befand sich Friedhilda bei der Mutter, und es stand der sonderbare Stab an dem Tischlein beim Krankenbette. Der Pfarrer, der von dem Stabe schon gehört und ihn von ferne ein paarmal, als Nympha in die Kirche gegangen, flüchtig gesehen hatte, betrachtete ihn jetzt genau; Nympha sagte ihm, daß der Stab inwendig hohl sei und wie man ihn nach der Länge aufmachen könne. Er fragte sie, warum sie sich einen so sonderbaren Stab habe machen lassen; sie antwortete ihm: „Euer Hochwürden wissen wohl, daß ich das Sonderbare liebe; und somit darf es Sie nicht wundern, daß ich auch einen sonderbaren Stab haben wollte. Diesen sonderbaren Stab werde ich aber meiner lieben Friedhilda zum Andenken geben. Ich muß Ihnen in Wahrheit sagen, daß dies lobens-

würdige Mädchen der Stab meines hinfälligen Alters ist. Sie verdient es, daß sie deßwegen mit der Zeit diesen Stab zu meinem Andenken habe; und ich weiß gewiß, sie werde ihn ihr Lebtage aufbewahren, und, so oft sie ihn sehen wird, für meine hingeschiedene Seele beten. Ist sie einst alt, so kann sie auch, wie ich, an diesem Stab in die Kirche gehen." — Der Pfarrer lächelte: sie aber erzählte ihm, wie viel Friedhilda für sie und ihre kranke Mutter thue, und wie liebevoll sie sei. Der Pfarrer hörte dies alles mit großem Vergnügen, und sagte: „Das Mädchen ist gründlich fromm; und die gründlich Frommen sind die Arbeitsamsten und haben am meisten Nächstenliebe; denn nur der, der Gott innig liebt, scheut keine Mühe in Erfüllung seines heiligsten Willens, und liebt den Mitmenschen aus Liebe Gottes." — Nympha leitete das Gespräch wieder auf den sonderbaren Stab, und sagte: „Dieser Stab soll nach meinem Tod für Friedhilda ein schöner Stab durch ihr ganzes Leben seyn." — Diese Worte waren dem Pfarrer räthselhaft, und er sprach: „Ich verstehe es nicht, wie

dieser Stab einst dem Mädchen ein schöner Stab durch's ganze Leben seyn könne; erkläret mir doch, gute Nympha, wie ihr dies meinet." — Da erwiederte sie ihm lächelnd: „Am Ende meines Lebens werde ich Ihnen dies erklären."

Eines Tages kam ein ausgezeichneter Augenarzt ins Städtchen, von dem das Dörflein Kleinweiler nur zwei Stunden entfernt ist. Der Bote brachte diese Neuigkeit nach Großried. Der Pfarrer hörte davon; er eilte zu Nympha, und theilte ihr wegen des Taglöhners Tobias Schuler diese Neuigkeit mit. Nympha ließ ungesäumt auf ihre Rechnung den Augenarzt nach Kleinweiler kommen, damit er untersuche, ob durch ärztliche Hülfe der Vater der Friedhilda das Augenlicht wieder erlangen könnte. Der Augenarzt erklärte, man müsse den Staar reif werden lassen; dann aber werde höchst wahrscheinlich geholfen werden. Nympha versprach, sie werde das Unternehmen der Heilung zahlen. — Jetzt war ein schwerer Stein vom Herzen der Friedhilda gleichsam schon weggehoben, weil sie hoffte, ihr zärtlich geliebter Vater werde wie-

der sehend werden. Sie dankte der Nympha mit Thränen für alles, was sie ihrem Vater gethan und noch thun wolle; und wäre es möglich gewesen, noch fleißiger zu seyn, so hätte sie aus Dankbarkeit ihren Fleiß in der Bedienung der Nympha verdoppelt.

Nach einiger Zeit foderte Nympha von ihren Schuldnern alle Gelder zurück. Dies Eintreiben der Schulden könnte andern Leuten kein Geheimniß bleiben, und man deutete es auf verschiedene Weise. Sie schickte nun durch den Großrieder-Boten mehrmal bedeutende Geldsummen auf die Post im Städtchen, mit der Aufschrift an ihren Bruder in Wien. — Von Boten kann man leicht erfragen, was sie besser verschweigen würden; und so wurde die Ratschlisel durch den Boten inne, daß Nympha ihr Geld nach Wien schicke; sie plauderte es überall aus, und freute sich sehr, daß nun Friedhilda leer ausgehen werde. Sie paßte der Friedhilda wieder einmal auf dem Kirchweg auf, und sagte zu ihr: „Weißt du, daß Nympha alles Geld nach Wien schickt? Ihr Bruder wird also dennoch ihr Erbe, obschon sie schon vor langer Zeit einer Nachbarin

gesagt hat, sie setze ihren Bruder nicht zum Erben ein; denn man müsse das Wasser nicht zum Bache tragen. Ha, jetzt schickt die Wunderliche doch das Wasser zum Bach. Ich zweifle nicht, sie habe dir, die sie den Stab ihres Alters nennt, versprochen, du werdest von ihr etwas Namhaftes bekommen; aber ich denke, es wird nichts Namhaftes seyn, was du bekommen wirst. Vielleicht vermacht sie dir ihren sonderbaren Stab; der wird dich aber nicht reich machen.“ — Friedhilda erwiederte ihr nur: „Nympha ist meine größte Wohlthäterin; ich kann ihr nie genug danken.“ — Und sie eilte von ihr weg.

Nympha unterhielt aber durch ihre alte Freundin Maria Berghofer, eine Bürgerin im Städtchen, einen andern Briefwechsel mit ihrem Bruder zu Wien. Maria Berghofer brachte die Briefe von ihm ihr selbst bis ins Haus. Von diesem Briefwechsel erfuhr kein Mensch etwas; auch der Friedhilda, der sonst Nympha alles anvertraute, blieb er ein Geheimniß.

IV.

Endlich wurde Nympha so hinfällig, daß sie gar nicht mehr in die Kirche gehen konnte. Eines Tages ließ sie dem Pfarrer, den Gemeindevorsteher und den Löwenwirth von Großried bitten, daß sie zu ihr kommen möchten. Sie kamen noch an demselben Tage zu ihr. In Gegenwart der Friedhilda sprach sie zu ihnen: „Ich fühle, daß ich bald sterben werde; deßwegen schenke ich jetzt in eurer Gegenwart diesen meinen sonderbaren Stab der Friedhilda, die der Stab meines Alters war. Sie soll ihn heute noch ins Haus ihrer Eltern tragen, und ihn wohl aufbewahren: denn mit diesem Stab hat es eine besondere Bewandtniß, die ich dem Hochwürdigen Herrn Pfarrer morgen sagen will.“ — Und sie gab den sonderbaren Stab nun der Friedhilda. Das Mädchen weinte und sprach: „Die Tage meines Lebens werde ich diesen Stab aufbewahren als Andenken von meiner größten Wohlthäterin; und so oft ich ihn sehen werde, soll er mich an Euere guten Beispiele und an Euere schönen Lehren, die ihr mir gabet, erinnern.“ —

Jetzt sprach Nympha zu dem Pfarrer und den zwei Männern: „Die Leute sagten immer, ich habe ein schönes Vermögen; Gott sei Dank, ich hatte es; aber nun kann ich in Wahrheit sagen, daß ich nichts mehr habe, als zwei hundert Gulden, das Hausgeräth, mein Bett, und das Bett meiner Magd: nach meinem Tod soll Friedhilda diese zwei Betten bekommen, und ich schenke sie somit jetzt ihr in eurer Gegenwart; das Hausgeräth soll nach meinem Tod verkauft werden; der Erlös davon, und was von den zweihundert Gulden nach Abzug der Ausgaben für Begräbniß und Todtenämter übrig bleibt, soll nach euerm Gutachten unter die Hausarmen der Pfarrei gespendet werden.“ — Sie sagte ihnen noch, die zweihundert Gulden liegen in ihrem blau angestrichenen Kasten, der in der Kammer stand, in der sie krank lag.

Nachdem der Pfarrer und die zwei Männer fortgegangen waren, ging Friedhilda auf Geheiß der Nympha mit dem geschenkten Stab hinüber ins kleine Haus der Eltern und erzählte ihnen alles, was sie zu den zwei Männern und dem Pfarrer und was sie zu ihr

gesagt hatte. Die Eltern und die Tochter weinten, daß Nympha bald sterben würde. Berthilla sagte aber: „Was für eine sonderbare Bewandtniß mag es doch mit diesem Stab haben? Der Herr Pfarrer wird es uns wohl sagen, wann sie es ihm wird gesagt haben, und wenn wir's zu wissen brauchen." — Es stieg aber im Gemüthe der Berthilla der Gedanke auf: „Wie soll unserm Kinde dieser Stab da ein Stab für ihr ganzes Leben seyn? Nympha hat ihr einen Stab für's ganze Leben versprochen. Aber was soll dieser Stab helfen?" Dieser Gedanke kam auch dem Tobias, und er sagte: „Ach, wer wird für mich den Augenarzt zahlen, wann der Staar einmal reif seyn wird? Solche Heilung kostet viel, wie ich schon oft gehört habe; und Nympha ist dann nicht mehr. Ach, so werde ich blind bleiben müssen." — Unbeschreiblich schwer war's jetzt im Herzen der Tochter wegen dieser Rede des Vaters; und so schmerzte es sie doppelt, daß Nympha bald sterben werde.

Sie eilte zu ihr zurück. Nach drei Stunden wurde Nympha plötzlich vom Schlagfluß be-

rührt, und starb nach wenigeu Angenblicken in den Armen der Friedhilda.

Nach dem Begräbniß der Nympha kehrte das gute Mädchen zurück ins väterliche Häuslein. Der Pfarrer aber bedauerte, daß Nympha, vom Tod übereilt, ihm nimmer hatte sagen können, welche besondere Bewandtniß es mit dem Stab habe. Und immer stellte er sich selbst die Frage: „Wie soll denn, was Nympha doch ausdrücklich gesagt hat, der Friedhilda der Stab ein Stab für's ganze Leben seyn?" — Er dachte über die ihm unerklärbare Sache hin und her. Endlich ging er nach Kleinweiler zu dem blinden Tobias. Als er ins Stüblein trat, und der blinde Tobias die Stimme des Pfarrers hörte, wurde seine Seele erfreut. Der Pfarrer sagte zu Friedhilda: „Bring mir den sonderbaren Stab von der Nympha herbei; ich muß ihn untersuchen; denn Nympha hat gesagt, es habe mit dem Stab eine besondere Bewandtniß." — „Ach, sagte Berthilla, wenn Nympha Ihnen, Hochwürdiger Herr Pfarrer, nur noch hätte sagen können, welche Bewandtniß es mit dem Stab habe! Vielleicht wäre es uns nützlich ge-

wesen.“ — Friedhilda ging in ihr Kämmerlein, und brachte den Stab. Man setzte sich an den Tisch, und der Pfarrer schloß den Stab auf. — Sieh es waren viele zusammengerollte Banknoten oder Papiergelder im Stab. Der Pfarrer legte sie alle auf den Tisch. Die Mutter sagte dem Tobias, es seyen Zettel im Stabe gewesen, und zwar überaus feine Zettel. Der Pfarrer sagte: „Es sind lauter Banknoten. Tobias fragte, was denn die seyen. Der Pfarrer erwiederte ihm: „Ich werde es euch sogleich sagen; zuvor muß ich noch rechnen;“ — und er nahm seine kleine niedliche Schreibtafel, die er immer bei sich trug, aus der Rocktasche, besah die Banknoten eine nach der andern, und schrieb mit einem Stifte den Werth einer jeden auf; dann zählte er zusammen; und nun sagte er: „Diese Banknoten sind Papiergeld; für diese Zettel bekommt ihr das schönste Geld. Damit ihr das Geld sogleich in Händen habet, fahre ich morgen in's Städtlein, und nehme vom reichen Kaufmann Silbermann für diese Papiere baares Geld: er gibt's mir gern. Nun rathet wie viel Geld machen diese Zet-

tel aus?" — Tobias sagte: „Etwa dreihundert Gulden. — Dann wäre meine Friedhilda schon zufrieden." — Der Pfarrer sprach: „Es machen diese Papiere nach unserm Münzfuß dreizehntausend Gulden." — „Mein Gott, sagte Tobias voll Verwunderung, wie reich hast Du durch die gute Nympha mein Kind gemacht! Nun ist's freilich wahr, daß dieser Stab meinem Kind ein Stab für's ganze Leben ist." — Friedhilda, die mit ihrer Mutter Freudenthränen weinte, sagte: „Dieser große Reichthum sei nicht mein Reichthum, sondern der Reichthum meiner Eltern. Gott sei Lob und Dank, daß mein Vater nun Geld genug hat, den Augenarzt zu bezahlen. Vater und Mutter, nun könnet ihr euch immer gütlich thun; ich aber will immer fleißig arbeiten, damit ich für's Hauswesen etwas verdiene." — Diese Rede der frommen Jungfrau gefiel dem Pfarrer überaus wohl, und er sagte zu ihr: „Für die treuen Dienste, welche du der Nympha erwiesest, hat dich Gott durch sie selbst reichlich belohnt. Aber ein unendlich größerer Lohn erwartet dich für das, was du ihr thatest und was du deinen

Eltern thust, in dem Himmel, dort wo der ewige Reichthum ist."

Der sonderbare Stab wurde im Häuslein des Tobias, nachdem der Pfarrer die von ihm selbst verfaßte Erzählung vom Stab in schöner Schrift in denselben eingeschlossen hatte, nach einigen Tagen auf immerwährende Zeit über dem Tische in seidenen Bändern der Länge nach an die Stubendecke aufgehängt.

Nach einiger Zeit wurde der ausgezeichnete Augenarzt nach Kleinweiler berufen. Er kam, und Tobias erhielt das Augenlicht wieder. Auch die Gesundheit der Berthilla wurde nach und nach vollkommen hergestellt. Und nun war die Freude der Friedhilda vollkommen, in so fern es hiernieden seyn kann, wo der Rechtschaffene und Fromme nur auf dem Wege zur ewigen Freude ist!

IV.

Die kleine Insel.

I.

Am Fuße eines hohen Berges in einem Gebirgslande liegt in einer Einöde das Gütlein, das einst Evarist Wahrmund besaß. Seine Gattin war jetzt gestorben, und sein einziges Kind, eine achtzehnjährige Tochter, Namens Amalia, war seine einzige Freude, die er noch auf Erden hatte. Und nächst Gott war der Vater ihre einzige Freude. Amalia blühte in Unschuld und stiller Frömmigkeit. Die weisen Worte, mit denen der schon etwas betagte Vater sie zur steten innigen Liebe unsers Erlösers Jesus Christus und zu allen Tugenden ermahnte, behielt sie stets in ihrem Herzen. Nach dem Beispiel ihres Vaters hütete sie sich insbesondre vor aller Lüge. Und sich vor aller Lüge zu hüten, ermahnte er sie immer wieder. Oft sagte er zu ihr:

„Du hast von mir den Namen „Wahrmund;“ es soll also aus deinem Munde niemals eine Lüge kommen.“ — Amalia war zwar, da ihr Vater immer sanftmüthig und gelassen sich gegen sie benahm, nie veranlaßt, vor ihm eine Nothlüge zu thun: dennoch warnte er sie oft insbesondere gegen jede Nothlüge. Manchmal sagte er zu ihr: „Die Lüge ist an und für sich sündlich, wie man uns in den Christenlehren sagt, und wie uns Gott auch durch die Vernunft zu erkennen gibt. Gott verbietet uns jede Lüge unbedingt; es darf also selbst dann, wenn wir meinen, das Lügen sei nöthig, oder es könnte nützen, nicht gelogen werden.“ — Andere Mal sprach er zu Amalia: „Wäre die Nothlüge an und für sich auch erlaubt, so würde sie dennoch nichts taugen, sondern der Menschheit überaus schädlich seyn: denn würde man die Nothlüge für etwas Erlaubtes halten, so würde man sich immer die Nothlüge erlauben; und es käme so weit, daß man einander nichts mehr glauben würde, weil man immer denken könnte, der Redende lüge vielleicht aus irgend einer Noth oder wegen eines Nutzens.“

Evarist war aber eben so klug, als wahrheitliebend; und er lehrte seine geliebte Tochter auch oft, daß man in den Reden klug seyn müsse. Er gab ihr allerlei Lehren, wie man klug seyn könne im Reden. So sagte er zu ihr öfters: „Ein anderes ist lügen, und ein anderes ist, etwas Wahres aus gottgefälliger Klugheit nur verschweigen. Daß wir nie lügen, ist unbedingt Pflicht; aber die Wahrheit nur verschweigen, ist gar oft Pflicht aus Nächstenliebe oder auch der Liebe gegen sich selbst. Unser Gott und Herr Jesus Christus hat uns zwar gelehrt, wir sollen einfältig seyn wie die Tauben; und zu dieser heiligen Einfalt gehört auch dies, daß wir niemals lügen: aber nicht weniger hat Er uns gelehrt, wir sollen klug seyn wie die Schlangen; und zur heiligen Klugheit gehört auch dies, daß man die Wahrheit verschweige, wenn die Pflicht es erfordert."

An einem schönen Frühlingsabende saß Evarist mit seiner Tochter auf der Bank bei der Hausthür. Schon standen freundliche Sternlein am Himmel und milde Lüftchen lispelten in den drei blühenden Kirschbäumen,

welche im kleinen Anger vor dem Hause standen. Der Vater sprach da: „Mein Kind, bleib immer bei der Wahrheit, sollte dir je die Lüge auch großen Reichthum gewinnen. Ich muß dir etwas erzählen. In der Stadt ist ein Mann, der einst eine ungerechte That beging. Ich war damals in der Stadt Knecht bei einem Wirth. Zufälliger Weise waren ich und mein Mitknecht Augenzeugen der bösen That jenes Mannes. Er gerieth in schweren Prozeß wegen der bösen That, und sah voraus, ich und mein Mitknecht, auf die allein sich der Kläger berufen konnte, werden vor Gericht als Zeugen vernommen werden. Bald ließ er mich in sein Haus kommen, um mich zu bestechen; er bot mir zweitausend Gulden an, wenn ich läugnen würde, der Zeuge seiner That zu seyn. Ich erwiederte ihm: „Ich thäte sogar um eine Million Dukaten nicht einmal vor einem gemeinen Menschen eine Lüge, die keine weitere Folge haben würde; um wie viel weniger kann ich vor Gericht eine Lüge thun, und obendrein eine Lüge, die große Folgen haben kann! Zudem würde ich vielleicht meine von Euch verlangte Lüge vor Gericht

beeiden müssen; und welch ein ungeheures Verbrechen vor Gott wäre aber ein falscher Eid! Um alle Reichthümer der Welt thäte ich keinen falschen Eid und selbst nicht die mindeste Lüge.“ — Da zürnte mir der Mann. Wirklich kam es dazu, daß ich und mein Mitknecht vor Gericht gefragt wurden: — zuerst stellte der Richter die Frage an mich; ich redete die Wahrheit; ich wollte mit Recht „Wahrmund“ heissen: — dann wurde mein Mitknecht gefragt, und auch er redete die Wahrheit. — Der Mitknecht war gegen mich immer sehr aufrichtig und hatte schon zuvor, ehe wir vor Gericht erscheinen mußten, mir gesagt, der reiche Mann habe ihn noch früher als mich bestechen wollen und ihm auch zweitausend Gulden angeboten, wenn er läugnen würde, er sey Zeuge; er gestand mir, er habe ihm versprochen, er werde es läugnen wenn auch ich es thun werde. Der Mann, der über eine Million reich ist, wurde zu einer Geldstrafe von zehntausend Gulden verdammt. Der reiche Mann haßte mich und sagte einstmals zu mir mit ingrimmigem Auge: „An dir werde ich mich noch rächen.“ — Noch hat er’s nicht gethan, ent-

weder weil er nicht konnte, oder weil ihn Gott durch das Gewissen abschreckte. Kind, fürchte Drohungen von Menschen nicht, so lange du auf Erden wandeln mußt; sage immer mit einem heiligen Sänger: „Mein Helfer ist der Herr; ich fürchte nichts; was kann der Mensch mir thun?“

II.

Am folgenden Tage befiel den Evarist ein Fieber; es ward immer heftiger. Nur er und die Tochter wohnten in der Einöde; er sah sich also genöthigt, die Tochter zum Arzte zu schicken, so ungern er sie allein gehen ließ. Der Arzt wohnte in Tiefenbach jenseits des Berges; ein einsamer, schmaler Fußsteig führte die Amalia in dieses Dorf. Auf dem Wege dahin weinte sie, weil sie fürchtete, der Tod könnte ihr den geliebten Vater entreissen; und indem sie hurtig, wie ein Reh, auf dem Fußsteig über Steine und Tannenwurzeln hinwegeilte, flehte sie zu Gott, und sprach: „Himmlischer Vater, ich bitte dich, laß mir meinen frommen guten Vater noch

länger; ach, was könnte ich armes Kind ohne ihn thun?" — Vögelein sangen auf den Tannen und in ihren Gesang ließ der Kukuk sein Eigenthümliches ertönen; — da sagte Amalia: „O Gott, du wirst den jungen Vögelein ihre Eltern erhalten, auf daß dieselben keine verlassene Waislein seyen: erhalte Du mir meinen Vater, auf daß ich nicht ganz Waise sey." Als sie in Tiefenbach ankam, war der Arzt nicht zu Hause; aber dessen Gattin, eine sehr freundliche Frau, versicherte der Amalia, er werde nach zwei oder drei Stunden heimkommen, und dann ungesäumt mit ihr zu ihrem kranken Vater gehen. Amalia wollte aber den Vater nicht allein zu Hause lassen, sondern begab sich sogleich wieder auf den Weg, um heim zu eilen, und dem Vater zu sagen, der Arzt werde bald kommen.

Auf dem Heimwege aber, als sie eben an ein Dickicht kam, erschrack sie sehr vor einem hohen hagern Mann; der eine Angelruthe in der Hand hatte, und aus dem Dickicht hervorsprang. Er zog ein Messer aus der Tasche, stand vor die zitternde Amalia hin, und sprach: „Hier siehst du mein Messer,

nun geh entweder mit mir dorthin, wohin ich dich führe, oder ich ersteche dich sogleich auf dieser Stelle.“ — Todtenbleich fiel sie dem Mann zu Füßen und bat ihn weinend und schluchzend, er möchte sie heimgehen lassen zu ihrem kranken Vater, der allein zu Hause sey und niemand als sie zur Bedienung habe. Aber Bitten und Thränen waren vergeblich. Er führte sie durch ein Gehölz an eine Gebirgsstelle, die beinahe ganz von Felsen umgeben ist, und in der ein kleiner See liegt, der sehr gute Fische hat. Im See ist eine sehr kleine Insel. Der Mann führte das jammernde Mädchen, das in das Fischerschifflein steigen mußte, auf die kleine Insel, auf der eine Hütte stand. Als er mit ihr auf der Insel war, sagte er zu ihr: „Ich tödte dich auf der Stelle, wenn du mir nicht zwei Versprechen thust. Das erste Versprechen ist, daß du unter Tages, oder auch zu Nacht beim Mondscheine, niemals aus der Hütte gehest. Versprichst du mir das nicht, so tödte ich dich, wie ich schon gesagt habe; denn mit dir mache ich nicht viel Umstände.“ — Amalia that dies Versprechen. Und er sprach: „Das

zweite Versprechen ist eben so nöthig. Wenn nämlich je ein Mensch hieher kommen sollte, so darfst du ihm nicht sagen, wie du hieher gebracht worden seyest; sondern sagen mußt du, aus Vorwitz seyest du auf diese Insel gefahren, und der Wind habe dann das Schifflein vom Ufer der Insel getrieben." — Amalia erwiederte ihm: „Dies zweite Versprechen mache ich Euch nicht; denn ich müßte eine Lüge versprechen; und eher ließe ich mich tödten, als daß ich je lügen würde." — Der Mann war wegen dieser Weigerung sehr betroffen, und allerlei Gedanken über die Zukunft beunruhigten ihn; es fiel ihm sogar ein, er solle das Mädchen erstechen und in den See werfen; aber sein Herz bebte bei diesem Gedanken: als ein geängstigter Missethäter stand er da vor der holden Unschuld. Amalia sah, wie der innerliche Kampf sich in seinem gelbschwarzen Angesichte ausdrückte, und sie betete in ihrem Herzen: „O Gott, laß ihn mich nicht tödten, und führe mich zu meinem Vater zurück." — Endlich sagte der Mann: „Ich kann und will dich nicht tödten." — Er zog aus seiner Tasche Käse und Brod her-

vor, und sagte zu ihr: „Verhungern sollst du in dieser Hütte nicht; ich bringe dir von Zeit zu Zeit Käse und Brod hieher.“ — Sie erwiederte ihm: „Aber fast verdursten muß ich in dieser Hütte den Tag über, wenn ich sie nicht verlassen darf, um Wasser zu trinken.“ — Er sagte: „Wenn dich durstet, darfst du auf Augenblicke die Hütte verlassen; jedoch mußt du in der Hütte zuvor noch schauen, ob nicht etwa ein Mensch auf einem Felsen stehe.“

Voll der Besorgnisse wegen seiner Missethat stieg er nun in das Schifflein und eilte davon. Es marterte ihn der Gedanke, die böse That könne leicht an's Tageslicht kommen, wenn er die Gefangene nicht tödte. Jedoch dachte er wieder: „Kommt Zeit, kommt Rath. Auf jeden Fall kennt mich das Mädchen nicht; aber freilich war sie mit ihrem Vater schon mehrmal in Tiefenbach und sah mich vielleicht. Ihr Vater kennt mich gut; und sie kann mich ihm schildern, wenn sie mir entwischt. Daß ich ein Fischer bin, kann ich ihr nicht verborgen halten, da ich auf dem See öfters fischen werde; und dann wird man, wenn sie mir entwischt, bald wissen, der Fischer von Tie-

fenbach sei der Thäter. — Ich weiß mir keinen Rath." — So durchkreuzten sich in seinem Kopf allerlei Gedanken, und es ward ihm bange für die Zukunft. — Am meisten beunruhigte ihn aber die Frage, wie er es im Winter machen könnte.

Amalia kniete indessen in der Hütte und jammerte zu Gott in ihrem Gebete, Er wolle sie retten und zu ihrem Vater zurückführen, weil sonst der Vater sterben würde vor Kummer und Trauer, sie nicht mehr zu sehen, und nicht zu wissen, was aus ihr geworden und was mit ihr geschehen sei.

III.

Der Fischer von Tiefenbach kam von Zeit zu Zeit auf die kleine Insel und brachte seiner Gefangenen Käse und Brod: dann schiffte er des Fischfanges wegen auf dem See umher.

Eines Tages kam er Morgens früh auf die Insel. Da befiel ihn, als er in der Hütte war, plötzlich die Darmgicht, die er schon mehrmal gehabt hatte. Er legte sich in der Hütte auf den Boden; seine Bauchschmerzen

wurden sehr groß; er krümmte sich, wie im Staub ein Wurm, und brüllte wie ein Löwe. Amalia hatte herzliches Mitleid mit ihm, obschon ihr der Gedanke aufstieg: „Nun ist dies Raubthier in der Hütte, die mein Gefängniß ist, durch seine Schmerzen gefangen." — Sie eilte zum Schifflein, um sich nach Tiefenbach zu begeben, und dem dortigen Arzte zu sagen, hier auf der kleinen Insel liege ein Mensch an heftigen Schmerzen darnieder: dies zu thun war der erste Gedanke des mitleidigen edelmüthigen Mädchens; und erst ihr zweiter Gedanke war, daß sie jetzt auf dem Schifflein aus ihrer Gefangenschaft entkomme.

Der Forteilenden rief der Fischer nach: „Bleib da, bleib da! Es ist schon wieder besser." — Da log er; es martete ihn aber der Gedanke, nun entwische ihm die Gefangene, mehr als seine Bauchschmerzen; jedoch auch diese nöthigten ihn, wieder zu brüllen wie ein Löwe. Er rasete zugleich vor Wuth über die Flucht des Mädchens.

Zu Tiefenbach zeigte sie dem Arzte an, ein Fischer habe auf der kleinen Insel unsägliche Bauchschmerzen. Dann fragte sie ihn

sogleich, wie es ihrem Vater ergehe; der Arzt staunte und sprach: „Mein gutes Kind, dein Vater ist gerettet, aber er vermißte seine Tochter; wo warst du denn? Sein Jammer über dich hätte bald alle meine ärztlichen Bemühungen vereitelt." — Amalia erzählte ihm ihr sonderbares Schicksal. „Ach, sagte der Arzt, ist unser Fischer ein solcher Bösewicht?" — Der Arzt begab sich mit Amalia sogleich zum Gemeindevorsteher, und zeigte ihm alles an. Der Gemeindevorsteher ging mit zwei starken Burschen, und vom Arzt begleitet, auf die kleine Insel, um den Verbrecher zu verhaften.

Amalia ging aber hocherfreut über die Genesung ihres Vaters und über ihre Rettung und Gott preisend nach Haus. Die Vögelin sangen auf den Tannen und in Gebüschen; da sagte die Heimeilende: „Gott, nun lobsinge ich Dir noch freudiger, als es die Vögelein thun; Du, der Du für sie sorgest, sorgtest auch für mich. Du rettest oft ein Vögelein aus den Klauen eines Raubvogels und mich hast Du gerettet aus den Klauen eines bösen Menschen. Schon manches Vögelein hast Du aus der Gefangenschaft erlöst, in

die ein Mensch es versetzt hat, und mich befreitest Du aus der Gefangenschaft, in der ich auf der kleinen Insel durch die Bosheit eines Menschen war. Alle Tage meines Lebens lobsinge Dir meine Seele."

Der Vater kochte sich selbst ein ärmliches Mittagsessen, als seine Tochter in's Haus wie geflogen kam, ihm um den Hals fiel und vor Freude nur die Worte sagen konnte: „O, mein Vater, o mein Vater!" — Er wollte kaum seinen Augen und Ohren trauen; denn er hatte geglaubt, seine Tochter sei entweder todt oder sei auf immer ihm entrissen; — er konnte kaum reden vor übermannender Vaterfreude.

Nun endlich, nachdem sie Gott auf den Knieen gedankt hatten, erzählte Amalia, wie es ihr ergangen sei. Der Vater konnte sich die Sache nicht erklären; jedoch sagte er: „Vielleicht hat dies jener reiche Mann in der Stadt veranstaltet, der mir einst gesagt hat, er werde sich an mir rächen." — Amalia erwiederte ihm: „Diese Vermuthung kam mir auf der kleinen Insel öfters; dann betete ich aber für den reichen Mann, daß Gott ihm

zu erkennen gebe, der Mensch sei unglückselig, wenn er Gott nicht liebet. Und wüßte ich heute, der reiche Mann habe den Fischer von Tiefenbach zu meiner Gefangennehmung verleitet, so würde ich ihm nicht zürnen, sondern ich würde für ihn um so mehr beten, je unglücklicher er dann wäre. Für den Fischer habe ich auf der Insel oft gebetet: — für die beten, welche uns Böses anthun, ist besonders süß im Herzen." — Da weinte Evarist Freudenthränen, und sprach: „Gott sei Dank, daß Er dir solche christliche Gesinnung gegeben hat!"

Der Fischer von Tiefenbach genas, ward aber beim Oberamt eingekerkert und kam in die strengste Untersuchung. Amalia wurde bald vernommen; der Oberamtmann staunte aber, als sie weinend bat, man möchte dem Fischer keine Strafe anthun, und sie wünsche gar nichts, als daß er auch bei Gott wieder zu Gnaden komme; — sie trug dies mit solch einer Anmuth vor, daß der Oberamtmann vor Rührung weinen mußte.

Der Fischer gestand endlich sein Verbrechen, das er ohnehin nicht läugnen könnte; er gab

zugleich an, aus Geiz habe er sich dazu verleiten lassen von jenem reichen Mann in der Stadt, welcher sich an dem Vater der Amalia habe rächen wollen; der reiche Mann habe ihm schon vor drei Jahren versprochen, ihm zweitausend Gulden zu geben, sobald er die Amalia würde unsichtbar gemacht haben. Dies thun zu können habe er schon zeither auf jede Gelegenheit gelauert, aber nie habe sich ihm eine so gute dargeboten, wie an jenem Tage, als Amalia nach Tiefenbach kam, um den Arzt zu holen; er habe das Mädchen allein in's Dorf kommen gesehen, und vermuthet, sie wolle zum Arzt; er habe gewußt, der Arzt sei nicht zu Haus; auch habe er vermuthet, das Mädchen werde, ohne den Arzt abzuwarten, sogleich zurückkehren; darum sei er, als ginge er fischen, mit der Angelruthe in das Gehölz geeilt, um auf das Mädchen zu lauern.

Der reiche Mann in der Stadt, bei dem der Fischer vor vielen Jahren Knecht gewesen war, und der wohl wußte, er sei sehr habsüchtig und habe wenig Gewissen, ward auch ins Gefängniß geführt, und der strengsten

Untersuchung unterworfen. Auch er gestand. Da die Geständnisse des Fischers und des reichen Mannes übereinstimmten, würde das Urtheil gefällt, und dem Landesregenten vorgelegt: — in dem ausführlichen Bericht an den Landesregenten erwähnte der Oberamtmann insbesondere die Edelmüthigkeit der Amalia, die gebeten habe, man möchte dem Fischer keine Strafe anthun. Der Landesregent hatte an allem, was der Bericht von Amalia und ihrem Vater enthielt, großes Wohlgefallen, und fügte dem Urtheil, das den Fischer zu vierjähriger Kerkerstrafe und den reichen Mann zu sechsjähriger Kerkerstrafe verdammte, noch folgende Anordnung bei: „Die zweitausend Gulden, die der Fischer für sein Verbrechen vom reichen Mann bekommen hat, sollen der Amalia Wahrmund gegeben werden; und zweittauseud Gulden sollen vom Vermögen des reichen Mannes, der einst mit zweitausend Gulden den Evarist Wahrmund zu einer Lüge vor Gericht hatte bestechen wollen, dem bravan Mann, der den Namen „Wahrmund“ mit Recht trägt, gegeben werden.“

Der Oberamtmann hatte über diese Anordnung des Landesregenten große Freude. So bald er die viertausend Gulden in die Hände bekommen, eilte er in die Einöde, in der Evarist wohnte, und brachte der kleinen Familie die Geldsumme. Vater und Tochter saßen so eben beim ärmlichen Mittagsessen, als der Oberamtmann mit dem Amtsdiener über den Anger einherging. Amalia sah ihn kommen; sie und der Vater gingen ihm entgegen. Er ging mit ihnen in's Haus; und als sie nun in der reinlichen Stube waren, sagte er: „Setzen wir uns an den Tisch; ich habe euch etwas Angenehmes mitzutheilen.“ — Der Amtsdiener legte den Pack Geld auf den Tisch. Der Oberamtmann erzählte ihnen, wozu der reiche Mann und der Fischer verurtheilt worden seien, und was der Landesregent angeordnet habe zum Besten der Amalia und ihres Vaters. — Amalia weinte aber, daß der Fischer und der reiche Mann so scharfe Strafe leiden müssen. Der Oberamtmann lobte ihr zartes, edles Herz; dann sprach er: „Meine lieben Leute, sehet, die Verabscheuung der Lüge und die Tugend der

Wahrheitsliebe hat euch nun reich genug gemacht. Hättet Ihr, lieber Evarist, einst vor Gericht gelogen, so hättet Ihr vom Reichen nur zweitausend Gulden bekommen; und auf dem ungerecht erlangten Geld hätte Gottes Segen nicht geruht. Nun habt Ihr und Eure Tochter mit einander viertausend Gulden auf gerechte Weise, und Gottes Segen wird auf demselben ruhen. Die Tugend trägt immer am meisten ein. Und wie nichts sind diese viertausend Gulden gegen jenen Reichthum, mit dem Gott einst in dem Himmel euch beide belohnen wird für euer wahrhaft christliches Leben!"

V.

Der Steg.

I.

An einem Flusse, der von einem Berge kommt, und den man die Aach nennt, hatte in der Ebene Gottfried Langenrieder sein großes, schönes Gut, das zur Pfarrei Hüttenau gehörte. Er war sehr reich, und dabei sehr wohlthätig. Besonders wohlthätig erwies er sich immer gegen den Nachbar Isidor Kurzfelder, der nur ein kleines Gut besaß und zehn Kinder hatte. Das älteste von Kurzfelders Kindern hieß Eduard; er war ein sehr gutmüthiger Jüngling, und hatte jetzt ein Alter von beiläufig achtzehn Jahren. Unten am Gütchen des Isidor Kurzfelder ist ein Wasserfall, der zwischen zwei Tannenwäldchen über einen thurmhohen Felsen hinunterbraust in ein tiefer liegendes Thal.

Viele Reisende, welche die Landstraße nach Hüttenau führt, besuchen diesen Wasserfall, der ungefähr eine Stunde von Hüttenau entfernt ist. Am liebsten sieht man den Wasserfall, wenn vom nahen Berg große Stücke, von Tannenstämmen auf der Aach geflößt werden; diese Stücke Holz bilden beim Hinunterstürzen im Wasserfall ein unterhaltendes Spiel für's Auge, und machen ein ergötzlich-furchtbares Getöse; aber besonders ergötzlich ist es für Aug' und Ohr, wie sie in den tiefen Wasserbecken, das sich unten am Felsen zwischen zwei Felsengrotten bildet, plumpen.

Der reiche Bauer Gottfried Langenrieder war Wittwer und hatte nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche Regina hieß. Der Sohn hieß Heinrich. — Die Mutter des Heinrich war schon vor zwanzig Jahren gestorben; Heinrichs Stiefschwester, die jetzt beiläufig achtzehn Jahre alt war, zeichnete sich durch Herzensgüte aus. Dessen ungeachtet haßte sie der Stiefbruder: denn er war überaus geizig; es verdroß ihn, eine Schwester zu haben, und er wäre gern der einzige Erbe seines Vaters geworden. Re-

gina war einige Jahre kränklich gewesen, und dies hatte dem Stiefbruder viele heimliche Freude gemacht: aber seit ein paar Jahren war sie vollkommen gesund, und dies machte ihm viel Gram. Er konnte nun diesen Gram nicht verbergen, und wo er der Schwester auf eine tückische Weise ein Leid zufügen konnte, that er's. Der Vater bemerkte dies alles; und es machte seinem liebevollen Herzen viel Leidwesen und Kummer.

An einem Sonntage Morgens ging der Vater mit seinem Sohn in die Kirche; und auf dem Wege war niemand bei ihnen. Da redete er mit väterlicher Liebe ihm ans Herz, welch eine unselige Sünde der Geiz sey. Unter anderm sagte er zu ihm: „Lieber Heinrich, der Geiz ist ein großes Uebel im Herzen eines Menschen. Der Geiz verleitet zu allerlei Sünden, nicht selten sogar zu großen Verbrechen. Der Geiz läßt den Menschen, den er einmal beherrscht, niemals jene wonnige Gefühle genießen, welche der hat, der den Armen und Dürftigen mit herzlicher Liebe spendet. Wer gottgefällig lebt und aus Liebe

Gottes Zeitliches spendet, dem läßt Gott im Innersten fühlen, Er sei sein Vater. Mein Sohn, ich bitte dich, verbanne den Geiz aus deinem Herzen. Thust du dies nicht, so wird dein Leben ein unglückliches seyn. Der Geiz hat in deinem Herzen schon Wurzel geschlagen. Ich weiß, daß der Geiz dich verleitet, deine Schwester zu hassen, die dich so zärtlich liebt. Ihre nunmehr selige Mutter hat dich liebreich erzogen, und dich wie eigenes Kind geliebt; und du kannst deine Schwester hassen! Sieh also in dir selbst, wie der Geiz das Herz verderbt. Du möchtest gern mein einziger Erbe seyn; deßwegen hassest du mein Kind; und so bist du nicht einmal werth, mein Erbe zu seyn; denn du liebest mich nicht: würdest du mich lieben, so würdest du auch mein Kind lieben. Und das kann dir sogar unser unendlich guter Gott vorwerfen: denn wenn du Gott lieben würdest, so würdest du deine Schwester lieben, welcher unser Gott der unendlich liebende Vater ist: und liebest du Gott nicht, so bist du nicht würdig, einst der Erbe Gottes und der Miterbe Jesu Christi zu seyn." —

Heinrich nahm aber die weisen Worte seines Vaters nicht zu Herzen, wie denn der Geizige selbst das nicht zu Herzen nimmt, was ihm in der heiligen Schrift der himmlische Vater ans Herz legt.

II.

Jenseits der Aach steht dem Gute des Gottfried Langenrieder gegenüber eine alte kleine Kapelle; sie ist sehr niedlich aus Torfsteinen gebaut. Auf dem Altärlein steht ein anmuthiges Bildniß der Gottesmutter; das Bildniß ist aus Alabaster verfertigt: und hinter diesem Bildniß ist in der Mauer ein rundes Fenster von goldgelber Farbe. An hellen Morgen strahlt die Sonne überaus herrlich durch dies Fenster herein, und gibt der Kapelle eine Verklärung, die das Herz vom Irdischen weg zu dem Himmlischen erhebt, — wie alle guten Menschen sagen, die je in einer schönen Morgenstunde in dieser kleinen Kapelle gebetet haben.

In diese Kapelle ging Regina, die von Herzen fromm war, besonders gern, um in

derselben innig zu beten. Aber sie mußte auf einem Steg über der Aach dahin gehen; der Steg hatte nur auf einer Seite ein Geländer oder eine Lehne. — Regina blieb, wenn sie nach der Kapelle ging, bei angenehmer Witterung gern eine Weile auf dem Stege stehen, lehnte sich an's Geländer, und sah hinab in die Aach. War das Wasser hell, so warf sie Brosamen hinab, und es kamen die munteren Fische und haschten darnach: — dies machte ihr ein großes Vergnügen, und sie sagte dann: „Ihr arme Fische seid so freudig, und ihr dünkt euch so reich; es ist, als ob ihr das Wasser für euern Reichthum haltet. Wie ihr im Wasser seid, so bin ich in Gott, dem unendlichen Wesen: o, wie freudig soll ich seyn, und wie reich soll ich mich dünken, da Gott mein unendlicher Reichthum ist!" — Manchmal, wenn sie auf dem Stege, sich an's Geländer lehnend, stehen blieb, betrachtete sie das Vorübereilen der Futhen, und dachte bei sich: „Wohin eilet denn dieser Bach so sehr? Ins unermeßliche Meer! Auch meine Lebenszeit eilet vorüber mit Pfeilesschnelligkeit, — und wohin? In die unermeßliche

Ewigkeit. O, so will ich denn meine so schnell vorübereilende Lebenszeit Dir, o Gott, weihen; sodann kann ich ewig ruhen in Dir, wie dieser Bach ruhen wird im Meere. Ja, ich ruhe dann in Dir noch viel mehr; denn auch im Meere wird dieser Bach nicht recht ruhen, da auch das Meer seine Stürme hat und sich seine Wogen erheben: aber in Dir, o unendliches Gut, ruhe ich einst ohne Sturm und ohne Wogen." — Besonders gern sah sie auf dem Stege, an's Geländer sich lehnend, hinab in den Bach, wenn die Stücke Holz in großer Anzahl daher schwammen; da sagte sie denn manchmal bei sich selbst: „So eilen die Menschen mit einander dahin im Strome der Zeit, und viele stoßen an einander hart an, wie hier im Bache diese Stücke Holz, anstatt daß sie friedlich mit einander dahin eilen. Wie thöricht sind doch die Menschen.

Daß Regina oft so auf dem Stege stehen blieb, und, sich an das Geländer lehnend, hinabsah in den Bach, war ihrem Bruder sehr erwünscht; denn er hatte etwas überaus Böses vor. Jedoch kämpfte er noch oft mit sich selbst, da er sich vor seinem Vorhaben

oft wieder entsetzte. Einmal schwebte ihm zu Nacht im Traume seine verstorbene Stiefmutter vor, die er als Knabe sehr geliebt hatte; ihm träumte, sie sage mit freundlicher Miene zu ihm: „Lieber Heinrich, war ich dir nicht eine wahre Mutter? Warum vergissest du meine Liebe zu dir? Warum willst du der Mörder meiner Tochter, der Mörder deiner Schwester werden? Warum willst du deinen Vater in solch einen Jammer stürzen? Warum willst du dich selbst mit Schande bedecken? Glaube nur fest, dein Verbrechen werde entdeckt werden.“

In einer andern Nacht hatte er folgenden Traum: „Es stand früh Morgens seine Schwester auf dem Stege; er stand neben ihr, und versuchte es, sie hinab zu stürzen ins Wasser; aber er vermochte es nicht, obschon er stärker war, als sie. Nun kam ein furchtbarer Mann, führte ihn weg von dem Stege, und warf ihn in einen finstern Kerker.“ — Morgens beim Erwachen erschrack er über diesen Traum; und beinahe glaubte er, der Traum sei eine Warnung für ihn. Aber bald lachte er über den Traum, und dachte: „der Traum war

albern: als der Stärkere hätte ich ja meine Schwester nothwendiger Weise ins Wasser hinabstürzen können. Zudem habe ich ja nicht das Vorhaben, sie persönlich ins Wasser zu stürzen; dies Vorhaben wäre zu plump: ich stelle die Sache klüger an; ich werde immer sagen können, ich habe die Schwester nicht in's Wasser gestürzt."

Noch an diesem Tage entschloß er sich vollends, sein böses Vorhaben auszuführen: Das Regenwetter, das seit vier Tagen angehalten hatte und erst heute aufhörte, und der Umstand, daß morgen der Geburtstag der Regina seyn werde, bestimmten ihn, in der folgenden Nacht die Sache in's Werk zu setzen. Der Abend war heiter und Regina freute sich auf morgen; sie sagte zum Vater, indem Heinrich es hörte: „Gott sei Lob, daß es wieder ein schönes Wetter gibt; mich freut es, daß mein Geburtstag ein schöner Tag wird." — In der Nacht nach zwölf Uhr schlich Heinrich aus dem väterlichen Hause, ging auf den Steg, und machte mit einer Säge an dem Geländer solche Einschnitte, daß Regina sie nicht wahrnehmen würde, und daß das Ge-

länder, wenn sie sich daran lehnen würde, brechen müßte und dann Regina unfehlbar hinunterstürzen würde in den Bach. — Wie er mit der boshaften Arbeit fertig war, sagte er bei sich selbst: „Heute ist der Geburtstag meiner Schwester. Weil unser Pfarrer schon oft geprediget hat, jeder Christ sollte an seinem Geburtstag besonders andächtig beten, so eilt sie heute gewiß früh Morgens in die Kapelle, um zu beten; denn sie ist eine ausgemachte Betschwester, und sie meint, sie müsse alles thun, was uns der Pfaff vorschwatzt. Sie wird wohl wieder, ehe sie in die Kapelle hineingeht, auf dem Stege stehen bleiben, sich ans Geländer lehnen, um allerlei schöne Gedanken zu machen; aber dies „schöne Gedanken machen" wird nicht lange währen; das Plumpen ins Wasser wird bald folgen. Und der Wasserstand ist hoch wegen des langen Regens; sie rettet sich gewiß nicht; wenn sie nicht früher ertrinkt, so fliegt sie lebendig im Wasserfalle hinab über den Felsen; im tiefen Wasserbecken drunten mag sie dann wohl ihr Grab finden; dann ist auch der Grabstein

erspart, und kein Mensch wird inne, wohin sie gekommen sey."

Nun schlich er wieder ins Haus zurück, und begab sich in seine Schlafkammer. Das unruhige Gewissen ließ ihn aber nicht mehr einschlafen.

Schon vor fünf Uhr Morgens begab sich Regina auf den Weg nach der Kapelle. Es war ein schöner Morgen; aber noch schöner waren die frommen Gedanken und Anmuthungen, mit denen sie sich Gott weihte und Ihn bat, sie in ihrem neuen Lebensjahre zu bewahren vor aller Sünde, besonders vor jeder schweren Sünde. Schon im Hingehen zur Kapelle blieb sie auf dem Stege stehen, und lehnte sich an's Geländer, um im Anblicke der vorübereilenden Fluthen zu beherzigen, wie schnell ihr die Stunden wieder eines Lebensjahres verflossen seien. Aber sogleich brach das Geländer, und sie stürzte mit einem Schreckenschrei hinab in den Bach. — Ihr Stiefbruder sah heimlich durch's Fenster seiner Schlafkammer hinaus und sah sie ins Wasser stürzen. „Nun, dachte er, ist es gelungen; ich bin und bleibe der einzige Erbe

meines Vaters; Regina mag die himmlischen Schätze haben, ich will die irdischen." — Wie Regina im Wasser lag, war ihr erster Gedanke: „Wenn ich nur keine Todsünde auf mir habe!" — Und obschon der frommen Jungfrau das Gewissen keine Vorwürfe machte, so erweckte sie dennoch innige Reue über alles, was je in ihrem Leben Gott möchte mißfallen haben. Vergebens kämpfend mit den Fluthen, empfahl sie sich Ihm und ergab sich unbedingt in seinen heiligsten Willen; jedoch bat die rasch dahinschwimmende mit Worten, die das in den Mund eindringende Wasser immer wieder unterbrach, Gott um Rettung, wenn es Ihm gefällig sei, daß sie gerettet werde.

Eduard, der älteste Sohn des Nachbars Kurzfelder, war schon an dem Damm, um ihn auszubessern. Da erblickte er die heranschwimmende Regina; sogleich sagte er bei sich: „Ich will die Tochter unsers größten Wohlthäters zu retten suchen, sollte ich auch mein Leben verlieren. O Gott, hilf mir! stärke mich." — Und Augenblicks sprang er hinab in's tiefe Wasser, und wadete auf die

Regina zu; — fast riß ihn das Wasser nieder; er aber bot alle seine Kräfte auf, und rief: „Regina, strecke deine Hand nach mir aus; ich komme, um dich zu retten.“ Sie freute sich, als sähe sie einen Engel Gottes. Schon kam er nahe zu ihr; es war ihm aber noch unmöglich, ihre Hand zu erreichen; mit neuer Gewalt wollte ihn das Wasser niederreißen; er sagte mit einem Blicke gen Himmel: „Allmächtiger Gott, hilf mir nur noch drei Schritte vorwärts.“ — Und mit neuem Muth strengte er seine Kräfte an, schritt mächtig nach Regina hin, erreichte ihre ausgestreckte Hand, und brachte sie glücklich an's Ufer. Er führte sie in's Haus ihres Vaters, in das sie nicht viel weiter hatten, als in's Haus des Kurzfelder.

III.

Es war im Lande löbliche Gewohnheit, daß man es dem Oberamte anzeigte, wenn jemand einem Menschen das Leben gerettet hatte; der Retter sollte, wenn er einen besondern Edelmuth gezeigt hatte, eine Ehren-

münze bekommen, die er dann immer tragen dürfte. Deßwegen ging der Vater der Regina am folgenden Tage mit dem Gemeindevorsteher Konrad Erlbacher in die Stadt, um beim Oberamte die Rettung seiner Tochter anzuzeigen. Der Oberamtmann, Otto Blum, hatte großes Wohlgefallen an Eduards That. Aber auch daran hatte er großes Wohlgefallen, daß Gottfried Langenrieder sogleich eine Urkunde verfassen ließ, durch die er dem Retter seiner Tochter dreitausend Gulden schenkte. In der Urkunde hieß es, für diese Geldsumme sei Langenrieders Gut das Unterpfand, und er verzinse für dieselbe jährlich hundert fünfzig Gulden, bis Eduard Kurzfelder volljährig seyn werde; die Zinsen aber werden jährlich bis dahin als neue Kapitalien bei Langenrieder angelegt und dem Eduard wieder verzinset werden. — Nachdem der Oberamtmann diese Urkunde verfaßt hatte, klopfte er lächelnd dem Langenrieder auf die Achsel und sprach: „Eine edle That auf großmüthige Weise belohnen, dies ist auch eine edle That; und solche That macht Euch große Ehre.“

Da der Oberamtmann, der ein musterhafter Beamter war, alle Jahre durch die Gemeindevorsteher in allen Gemeinden die Brücken und Stege genau besichtigen ließ, so konnte er nicht begreifen, daß die Tochter Langenrieders, weil sie an's Geländer lehnte, in den Bach fallen konnte, und die Sache kam ihm verdächtig vor; daher beschloß er, die Sache schon am folgenden Tage persönlich zu untersuchen. Daß er dies thun werde, sagte er sogleich jetzt dem Gemeindevorsteher von Hüttenau und dem Langenrieder, ehe sie von ihm weggingen.

Als Langenrieder Abends heimkam, erzählte er dem Sohn und der Tochter, wie er dem Eduard eine Schenkung von dreitausend Gulden gemacht habe und daß der Herr Oberamtmann morgen kommen werde, um die Sache zu untersuchen, da es ihm unglaublich vorkomme, daß das Geländer des Steges von selbst gebrochen sei. Jetzt durchkreuzten sich im Gemüthe des Sohnes verschiedene Gefühle und Gedanken: es verdroß ihn, daß der Vater den Retter der Regina mit so großer Geldsumme belohne; zugleich

fürchtete er sich sehr, seine Missethat möchte entdeckt werden; er erinnerte sich an jenen Traum, ein furchtbarer Mann komme und führe ihn in einen finstern Kerker. Der Vater und Regina sahen ihm den Verdruß und die Furcht im Gesichte an. Regina hatte aber in ihrer Arglosigkeit nur Mitleid mit ihm, und erlaubte sich nicht den Gedanken, aus Geiz vergönne er ihrem Retter die dreitausend Gulden nicht, — obschon dieser Gedanken sich ihr aufdrang. Dem Vater aber stieg eine bange Ahnung auf; denn er meinte, im Angesichte des Sohnes den Ausdruck eines bösen Gewissens zu sehen.

Sogleich ging der Vater mit Regina in's Haus des Kurzfelder, um dessen Sohne heute noch die Urkunde der Schenkung zu übergeben. Sie hatten in der Stube so eben ihre gemeinschaftliche Abendandacht verrichtet, als Langenrieder mit Regina hineintrat. Er übergab dem Eduard die Urkunde und sagte ihm deren Inhalt; dann fügte er bei: „Lieber Retter meiner Tochter, bis du volljährig bist, werde ich oder meine Tochter dir alle Kleider und alles, was du ausser der Nahrung je

bedürfen solltest, verschaffen. Es ist meine Schuldigkeit, daß ich den Retter meiner Tochter versorge. — Eduards Eltern und von seinen Geschwistern die, welche schon etwas größer waren, hatten große Freude, daß er nun auf Einmal so reich geworden; er selbst aber konnte dies sein unerwartetes Glück kaum fassen; und er sagte zu Langenrieder: „Guter Mann, daß ich Eure Tochter zu retten suchte, war um so mehr meine Pflicht, da Ihr der Wohlthäter unsers Hauses seid; ich that da nur meine Schuldigkeit. Daß Ihr meine That belohnet, ist zu viel, und daß Ihr sie so hoch belohnet, dies beschämt mich. Aber alle Zeit meines Lebens werde ich für Euch und Euere Kinder beten, daß Gott reichlich vergelten wolle.“ — Langenrieder erwiederte ihm: „Lieber Eduard, meine Schenkung soll dir nicht groß vorkommen; sie wäre zu klein, würde sie auch tausend Millionen Dukaten betragen; denn du hast um meiner Tochter willen dein Leben gewagt; das Leben eines Menschen ist aber mehr werth, als alles Irdische der ganzen Welt. Ich und meine Tochter sind und bleiben also immer deine

Schuldner." — Und von Regina mußte Eduard sogleich fünf Karolinen annehmen, und sie sagte: „Mit diesen Goldstücken, die von meinem Spargelde sind, mußt du dir eine neue Kleidung auf das Frohnleichnams-fest anschaffen."

IV.

Am nächsten Tage kam der Oberamtmann nach Hüttenau. Sogleich begab er sich mit dem mitgebrachten Amtsschreiber, mit dem Gemeindevorsteher, der ein geschickter und gerechter Mann war, und mit einem Zimmermann zum Gottfried Langenrieder. Die Verwirrung und das böse Gewissen drückten sich im Auge und in den Gesichtszügen des Sohnes deutlich genug aus; und der Oberamtmann war ein zu guter Menschenkenner, als daß er dies nicht beim ersten Anblicke des Missethäters bemerkt hätte. Bald ging der Oberamtmann mit dem Schreiber, mit dem Gemeindevorsteher, mit Langenrieder und Regina und ihrem Bruder ins Haus des Kurzfelder und belobte Eduards That: er nahm

es schriftlich auf, wie Eduard die Regina gerettet habe; Regina mußte dann umständlich ihren Sturz in's Wasser erzählen, und die Erzählung wurde zu Papier genommen. Während dieser Aufschreibungen beobachtete der Oberamtmann den Heinrich beständig; er sah deutlich, die Freude, welche Heinrich in seinen Mienen über die Rettung seiner Schwester heuchelte, sei nicht wahr; und seine Gesichtszüge und seine Geberden, vorzüglich aber sein Auge erregten im Oberamtmann immer mehr die Vermuthung, er sei der Urheber des Vorfalles. — Jetzt begab sich der Oberamtmann mit dem Schreiber, mit dem Gemeindevorsteher und mit Langenrieder und der Tochter und dem Sohn an den Steg, und der Zimmermann wurde aus dem Haus des Langenrieder herbeigerufen. Man ging auf den Steg; da brachen der Regina fast die Kniee bei der lebhaften Erinnerung an ihren Sturz in's Wasser. Sie mußte dem Oberamtmann genau angeben, wo sie gestanden sei, als sie in's Wasser fiel; auch fragte er sie noch, ob sie denn die Gewohnheit gehabt habe, sich an's Geländer des Steges zu leh-

nen; und als sie dies bejahte, ward noch stärker die Vermuthung des Oberamtmannes, ihr Bruder habe die Sache veranstaltet. Nun mußte der Zimmermann untersuchen, warum das Geländer habe brechen können; er kniete auf den Steg nieder, und besah mit hinausgebücktem Haupte; — da erblickte er die mit der Säge vorsichtig angebrachten Einschnitte, und sagte: „Mit einer Säge ist das Bubenstück gemacht worden.“ — Nun knieten auch der Oberamtmann, der Schreiber und der Gemeindevorsteher nacheinander so auf den Steg nieder und besahen; und sie sahen, was der Zimmermann gesagt habe, sei vollkommen wahr. Der Oberamtmann sprach dies aus. — Jetzt waren Heinrichs Angst und Verwirrung noch größer und noch sichtbarer; und dies entging dem scharfbeobachtenden Oberamtmann nicht. — Nun ging man ins Haus zurück. Hier ließ in Heinrichs Gegenwart der Oberamtmann niederschreiben, was auf das Geländer, und auf den Sturz der Regina in den Bach Bezug hatte. Sodann sprach der Oberamtmann: „Ich muß den Thäter entdecken; die That bleibt immer ein sehr

strafbares Bubenstück, sei sie auch nicht geradezu in der Absicht geschehen, daß jemand in dem Bach ertrinken sollte. Es ist aber eine Frage, ob dabei die böse Absicht nicht geradezu auf die Regina gerichtet war, und nicht ihr Tod bezweckt wurde; der Bösewicht mochte wissen, sie gehe oft nach der Kapelle, und habe die Gewohnheit, sich an's Geländer des Steges zu lehnen, und in den Bach hinabzusehen." — Nun fragte er den Gemeindevorsteher, ob er keinen Menschen wisse, der gegen die Familie Langenrieders feindselige Gesinnung habe; der Vorsteher antwortete: „Mir ist niemand bekannt, der eine solche Gesinnung gegen die Familie hätte." Er fragte ihn, ob er nie etwas gehört habe, daß der Bruder der Regina Haß oder doch Abneigung gegen seine Schwester hege. Diese Frage beantwortete der Vorsteher mit Ja. — Der Oberamtmann stellte an den Vater der Regina die Frage, ob er nie bemerkt habe, Heinrich hege Haß gegen seine Schwester, und zwar vielleicht aus Geiz, weil er gerne der einzige Erbe seyn möchte; er beschwor ihn durch seine Vaterliebe zu Regina zu sagen,

was er wisse; denn die Sicherheit der Regina fordere es, daß der Sohn entfernt werde, wenn er die Schwester so hasse. — Diese Worte des Oberamtmannes durchdrangen das Vaterherz des Langenrieders wie ein zweischneidiges Schwert; seufzend gestand er, sein Sohn hasse die Regina, weil er gern allein der Erbe seyn möchte. — Nun wurden auch die Dienstboten in die Stube hereingerufen, und aufgefordert es zu bezeugen, wenn sie je einen Haß Heinrichs gegen Regina bemerkt haben; sie bezeugten es einhellig. — Der Schreiber mußte alle die Fragen und Antworten aufschreiben, und jeder mußte seine Antwort unterschreiben. — Den Heinrich fragte der Oberamtmann nicht; der Unglückliche war jetzt ganz verwirrt und zitterte vor Angst; — er wurde auf Befehl des Oberamtmanns in seine Schlafkammer geführt, und einstweilen darin bewacht; ein starker Knecht stand vor der Kammerthür, und ein anderer mußte draußen unter dem Kammerfenster Wache stehen. Regina weinte, fiel dem Oberamtmann zu Füßen, und sagte: „Ich kann's nicht glauben, mein lieber Bru-

der habe die That verübt. Und hätte er sie auch verübt, so sei ihm von mir alles verziehen: ich werde ihn so zärtlich lieben, wie bisher. O, lassen sie ihn frei; geben Sie ihn seiner Schwester wieder." — Der Oberamtmann, den solch eine schwesterliche Liebe so rührte, daß ihm die Thränen in den Augen standen, hob die Flehende auf und sprach: „O du gutes, edles Kind! Wie gerne würde ich deine Bitte erhören, wenn ich's nur thun dürfte! Aber die Gerechtigkeit muß geschehen. Würden die Verbrecher nicht gestraft, so wäre in der Welt keine Sicherheit. Ich werde in der Sache mit aller Umsicht verfahren; zeigt es sich, dein Bruder sei der Schuldige, so muß man dich gegen ihn sichern; sollte er aber unschuldig seyn, so wird er in's väterliche Haus zurückkehren dürfen."

Nun kehrte der Oberamtmann nach Hüttenau zurück; hier gab er seinem Gerichtsdiener, den er hieher von der Stadt mitgebracht hatte, den Auftrag, den Sohn des Langenrieders, wenn es bald Nacht seyn würde, gefänglich einzuziehen.

Als die Sonne untergegangen, näherte

sich der Gerichtsdiener dem Hause des Langenrieder. Es war der Gerichtsdiener ein starker, furchtbarer Mann von braunem Angesicht mit einem schwarzen Schnurrbart. Ein großer, schwarzer, langhaariger Hund ging ihm zur Seite. — Heinrich stand in seiner Schlafkammer am Fenster, und sah ihn kommen. Zitternd seufzte er: „Ach, nun geht der Traum in Erfüllung; dieser furchtbare Mann holt mich nun, und wird mich in einen finstern Kerker führen.“

V.

Heinrich lag mehrere Wochen beim Oberamt im Gefängnisse, ohne sein Verbrechen zu gestehen. Seine Schwester betete indessen beständig für ihn. Endlich gestand er ein. Der Landesregent verurtheilte ihn zu einer zwölfjährigen schweren Kerkerstrafe, und erklärte ihn für unfähig, je der Erbe seines Vaters zu werden; auch verbot er ihm für immer, je wieder in sein väterliches Haus zurück zu gehen, oder auch nur den Boden der Pfarrei Hüttenau zu betreten.

Als dies Urtheil dem Vater und der Schwester Heinrichs bekannt gemacht worden, war sie untröstlich; sie sagte zu ihrem Vater unter einem Strome von Thränen: „O, könnte ich täglich den Heinrich im Kerker besuchen! Wie wollte ich ihm sagen, seine Schwester liebe ihn so zärtlich, wie wir uns als Kinder geliebt haben. Täglich ginge ich gern Stunden weit zu ihm, wenn ich ihm Speise und Trank und Trost bringen könnte.“

Dem Vater that zwar das Elend seines ungerathenen Sohnes weh; aber er dachte auch, der Sohn werde nun in sich gehen.

Regina bat aber eines Tages den Vater inständig, er wolle doch auf die künftige Versorgung Heinrichs bedacht seyn, da er von seiner seligen Mutter nichts geerbt habe, und folglich mit der Zeit darben müßte. Er wendete ihr ein und sprach: „Heinrich kann nimmer mein Erbe werden; ich darf der Willenserklärung unsers Landesregenten nicht zuwider handeln.“ — Da machte ihm Regina einen Vorschlag und sprach: „Lieber Vater, der Willenserklärung unsers Landesregenten handelt Ihr nicht zuwider, wenn Ihr beim Ober-

amte eine Urkunde verfertigen lasset, der zufolge Heinrich, wann er einst aus dem Kerker wird entlassen seyn, von Euerm Vermögen jährlich zweihundert Gulden als Almosen erhalten solle, auf daß er nie darben müsse." — Der Vater freute sich herzlich, daß ihm Regina einen so edelmüthigen Vorschlag machte. Er begab sich nach ein paar Tagen zum Oberamtmann, und trug ihm diesen Vorschlag der Regina vor. Der Oberamtmann lobte den Vorschlag, und sagte: „Lieber Langenrieder, Ihr habt eine vortreffliche Tochter. Dieser Vorschlag macht ihrem Herzen abermal große Ehre." — Die Urkunde wurde abgefaßt, und beim Oberamt hinterlegt; eine Abschrift davon brachte Langenrieder dem Gemeindevorsteher von Hüttenau.

Nach ein paar Wochen kam der Oberamtmann an einem Samstag Abends nach Hüttenau, und ließ dem Retter der Regina melden, morgen nach dem vormittägigen Gottesdienste möchte er vor ihm erscheinen, um aus seiner Hand die Ehrenmünze wegen der Rettung der Regina zu empfangen. Daß dies geschehen werde, ließ der Oberamtmann

auch dem Langenrieder und der Regina melden. Langenrieder eilte noch an diesem Abende nach Hüttenau, um auf seine Unkosten beim Kronenwirth ein Gastmahl zu veranstalten.

Die Kirche zu Hüttenau steht auf einem Hügel; unten am Hügel erhebt sich eine stattliche Linde; die Leute sagen, diese Linde sei fünfhundert Jahre alt. Nach dem vormittägigen Gottesdienste ging der Oberamtmann in seiner schönen Amtskleidung aus der Kirche unter die Linde. Eduard trat in seiner neuen Kleidung, die er sich um jene fünf Karolinen von Regina angeschafft hatte, vor den Oberamtmann hin. Rechts standen dem Oberamtmann zur Seite der Pfarrer, der ein ehrwürdiger Greis war, und der Gemeindevorsteher; links standen Eduards Eltern, Regina und ihr Vater. Eine große Schaar Volkes stand vor der Linde. Knaben aber waren auf die mit Schindeln gedeckte Mauer des Gottesackers, der die Kirche umgab, geklettert, um alles zu sehen. Der Oberamtmann hielt eine Anrede, in der er von Heinrich kein Wort fallen ließ, und dennoch den Eduard und die Regina sehr lobte; er nahm in seiner

Anrede Anlaß, alle jungen Leute zu ermahnen, arbeitsam und zur Hülfe für Andere stets bereit zu seyn. Zuletzt meldete er, daß selbst der Landesregent an Eduards That großes Wohlgefallen habe, und ihm daher huldvollst die Ehrenmünze ertheile. — Nun zeigte er die an seidenem Bande hangende silberne Ehrenmünze mit erhobener Hand allem Volke, und dann schmückte er mit ihr die Brust Eduards. Der Pfarrer rief mit allem Volke dreimal: „Es lebe hoch unser aller allergnädigster Landesvater!“

Jetzt zogen der Oberamtmann, der Pfarrer, der Gemeindevorsteher, Eduard, seine Eltern und drei von seinen Geschwistern, Regina und ihr Vater in die Kronenwirthschaft zum Gastmahle. Das Volk aber ging aus einander, und jeder kehrte nach Haus zurück; — man redete aber beim Heimgehen nur von der Ehrenmünze, und vom Oberamtmann; manche sagten: „Der Oberamtmann hätte einen herrlichen Prediger gegeben.“

Beim Gastmahle in der Kronenwirthschaft mußte Eduard dem Oberamtmann zur Rechten und Regina mußte zu dessen Linken sitzen.

Aber Regina, so sehr sie sich über Eduards Ehrenmünze freute, war nicht heiter, weil sie ihres unglücklichen Bruders gedachte; und mehrmal traten Thränen in ihre Augen.

Nach einigen Wochen kam vom Oberamte die Anzeige an den Langenrieder, sein Sohn sei am vierten November in dem Gefängnisse gestorben, in das ihn das Oberamt abgeliefert hatte.

Regina bat ihren Vater, er wolle für die Seele ihres Bruders eine Stiftung machen, daß jährlich am vierten November zweihundert Gulden unter die Hausarmen der Pfarrgemeinde ausgetheilt werden sollten. Der Vater machte diese Stiftung. Sie besteht noch am heutigen Tage. Da die Begebenheit auf dem Stege Anlaß zu dieser Stiftung gegeben hat, so nennt man in der Pfarrei die jährliche Spende, welche dieser Stiftung zufolge geschieht, „die Spende vom Steg.“

VI.

Der Baum.

I.

Philibert Singer, ein verständiger, rechtschaffener und frommer Bauer zu Probstwangen, hatte zehn Kinder. Er und seine fromme Gattin Godberta hatten an neun Kindern große Freude; denn sie blühten in Unschuld und Tugend. Nur eines von den zehn Kindern, das Hunfried hieß, machte den guten Eltern viel Verdruß und Kummer: — Hunfried betete nicht gern, war leichtsinnig, scheute die Arbeit, war frech in Reden, und manchmal allzu trotzig. Er hatte viel Verstand; aber wendete ihn nicht gut an.

Philibert hatte im schon zuvor baumreichen schönen großen Anger, in dessen Mitte das geschindelte und mit Silberfarbe angestrichene Haus stand, so viele Apfelbäume gepflanzt, als er Kinder hatte: allemal noch in jenem

Jahre, in welchem ein Kind zur Welt kam, pflanzte er nämlich einen Apfelbaum, und gab ihm den Namen des Kindes. Diese zehn Bäume, standen in zwei gleichen Reihen vor dem Küchengarten, der vor dem Hause lag. Jedes Kind hatte an jenem Baume, der gerade seinen Namen hatte, eine besondre Freude; selbst Hunfried freute sich besonders des Apfelbaumes, der Hunfried hieß.

Philibert und Godberta nahmen von diesen Apfelbäumen Anlaß und gleichsam Stoff zu schönen Belehrungen und heilsamen Ermahnungen für die Kinder. Standen die Bäume im Frühling in schöner Blüthe da, so führten sie die Kinder zu denselben hin; und es sprach der Vater: „O Kinder, ihr freuet euch, daß diese Bäume so schöne Blüthen haben; das hat der liebe Gott uns zum Vergnügen und zum Nutzen gemacht. Aber ihr müsset Gott dafür dankbar seyn; und eure Dankbarkeit müsset ihr auch dadurch zeigen, daß ihr zum Wohlgefallen Gottes und zu seiner Ehre schön blühet in der Unschuld und Tugend.“ — „Ja, sagte dann die Mutter, das sollet ihr; das schöne Roth und Weiß der Blüthe dieser

Bäume ermahnet euch, daß ihr in euern Herzen die Schönheit der Unschuld und der Liebe Gottes haben sollet: Unschuld und Liebe zu Gott geben euern Herzen vor Gottes allsehendem Auge das schöne Weiß und Roth."

War die Mutter mit den Kindern ein anderes Mal wieder bei den zehn Apfelbäumen, so sagte sie: „Liebe Kinder, der Sonnenschein und der Regen, geben diesen Bäumen die Schönheit und das Leben. Und so ist es auch mit der Tugend in euern Herzen: die Gnade Gottes ist euern Herzen das, was diesen Bäumen der Sonnenschein und der Regen sind: die Gnade Gottes erleuchtet euch, daß ihr weise werdet; die Gnade Gottes erquicket und belebt euch, daß ihr fromm bleibet und es immer mehr werdet."

Waren die zehn Apfelbäume im Herbst voll der schönsten rothen und gelben Aepfel, so sagte der Vater zu den Kindern: „Wie diese Bäume hier jetzt mit schönen Früchten prangen, so müsset auch ihr reich seyn an guten Werken, welche die Früchte sind, die Gott an uns, die wir Ihm Bäume seyn sollen, sehen will. Arbeitsamkeit, Wohlthätigkeit,

Sanftmuth gegen die, welche uns beleidigen, und Geduld in Widerwärtigkeiten und Leiden sind die herrlichen Früchte, mit denen wir prangen sollen vor Gottes Auge. — Liebe Kinder, vergesset dies in euerm ganzen Leben nie."

Die Aepfel von den zehn Bäumen ließ der Vater den Kindern zukommen; — jedes Kind bekam die Aepfel von jenem Baum, der seinen Namen hatte. An diesen Aepfeln hatte jedes Kind eine besondere Freude. Aß dann ein Kind solche Aepfel, so sagte die Mutter: „Wie gut schmecken dir diese Aepfel! Aber, mein Kind, wie süß sind erst die Früchte der Unschuld und der Tugend! Wie süß sind sie schon auf Erden! Sie geben Ruhe und Frieden des Gewissens, und solche Herzensfreuden, die der nicht haben kann, der kein schönes Bäumlein für Gott seyn will. Und wie süß werden dir die Früchte der Unschuld und der Tugend erst im Himmel seyn!"

Derlei Lehren und Ermahnungen aus dem Munde des Vaters oder aus dem Munde der Mutter nahmen alle Kinder zu Herzen, nur Hunfried nicht. Er schien immer noch

schlechter zu werden; und die Eltern fürchteten, er werde ein lasterhafter Mensch.

Philibert besuchte eines Tages seinen Schwager Mundus Hartmann, welcher Hunfrieds Taufpathe war. Er klagte diesem ernsten und klugen Mann, den der Hunfried vielmehr, als den Vater fürchtete, seinen Kummer wegen des Hunfried, und bat abermal um guten Rath, wie er zur Besserung gebracht werden könnte. Mundus sagte: „Ich will Gott bitten, daß Er mir einen heilsamen Gedanken eingebe. Wenn unser Rath zum Heile nützen soll, muß er von Gott kommen.“

Im Spätherbste kam Mundus zu Philibert, und sagte zu ihm unter vier Augen: „Mir fiel ein sonderbarer Gedanke ein; vielleicht könnte die Ausführung desselben dienlich seyn zur Besserung Hunfrieds. Aber ohne Gottes Gnade bewirken unsre Versuche die Besserung eines Menschen wohl nicht; deßwegen wollen wir zu Gott beten, daß er an Hunfried den Versuch segne, den ich machen werde. Du mußt mir aber erlauben, daß ich etwas verderbe, das dein Eigenthum ist; der Schade ist jedoch nicht beträchtlich. Was ich

aber thun wolle; sage ich dir jetzt nicht." — Philibert erwiederte ihm: „Würde dein Versuch zur Besserung des Hunfried mich hundert Gulden kosten, so würde ich dieses Geld gern zum Opfer bringen. Seine Besserung würde mich mehr freuen, als alle Güter der Erde."

II.

Der Winter kam, und Mundus sagte dem Philibert noch immer kein Wort, was er vorhabe zur Besserung des Hunfried. Oefters fragte ihn Philibert, was er denn vorhabe; aber allemal antwortete ihm Mundus lächelnd: „Zu seiner Zeit werde ich's dir und deiner Gattin schon sagen."

Als der Winter vorübergegangen war, und der Frühling in seiner sich immer mehr entfaltenden Schönheit die Menschen erfreute, und als bereits auch die Apfelbäume in Philiberts Anger blühten, — sieh, da blühte der Apfelbaum, der den Namen Hunfried hatte, allein nicht, und war wie erstorben. Dies war dem Hunfried, der jetzt achtzehn Jahre alt war,

gar nicht recht, und es betrübte ihn. Ja, es machte ihm sogar ernste Gedanken, ihm schien die Erstorbenheit des Baumes zu sagen, auch er ersterbe der Tugend immer mehr, und werde von seinen Geschwistern an Unschuld und Tugend so sehr übertroffen, als sein erstorbener Baum von den neun andern herrlich blühenden Bäumen übertroffen werde. — Am nächsten Sonntage gegen Abend kam Mundus in's Haus, und redete zuerst mit Philibert und dessen Gattin allein in der oberen Kammer. Als er ihnen seinen Plan erklärt hatte, gingen alle drei mit den Kindern, deren jüngstes zehn Jahre alt war, in den Anger hinaus zu den zehn Apfelbäumen. Der Vater sagte: „Wie mag es wohl kommen, daß der Baum, der Hunfried heißt, allein nicht blühet, sondern wie erstorben ist?" — Da erröthete Hunfried, und schlug die Augen nieder. Aber Mundus, sein Taufpathe, nahm das Wort, und sprach in einem ernsten Tone: „Nicht ohne Bedeutung ist es, daß gerade nur dieser Baum nicht blüht, sondern wie erstorben ist; er führt Hunfrieds Namen; und auch Hunfried blüht nicht in Tugend,

wie seine Geschwister; er ist durch Arbeitscheu, durch Leichtsinn, durch Andachtlosigkeit, durch Trotzigkeit und Frechheit, wenn nicht ganz, doch beinahe erstorben vor Gottes Auge, vor dem er ein blühender Baum seyn und Früchte der Gerechtigkeit und der Frömmigkeit tragen sollte. Wie aber dieser erstorbene Baum hier es nicht würdig ist, daß er unter den blühenden Bäumen stehe, so ist auch Hunfried es nicht werth, daß er unter seinen unschuldigen, fleißigen, folgsamen und frommen Geschwistern lebe." — Und es sprach der Vater: „Das ist wahr; und wie ich den blüthenleeren und erstorbenen Baum hier schon morgen umhauen werde, so verstoße ich dich, o ungerathener Sohn, auch schon morgen aus meinem Hause, und zwar auf immer. Mundus, den du mehr als mich fürchtest, wird dich zu sich nehmen, und dich unter der strengsten Zucht halten." — Mundus sprach hierauf in einem noch ernsteren Ton: „Wisse aber, du ungerathenes Kind, daß, wenn du ferner böse bist, und vor Gott nicht blühst und nicht Früchte der Tugend trägst; so wirst du einst auf ewig ausgeschlossen von der ewi-

gen Heimath der Kinder Gottes seyn, und an dir wird auf eine furchtbare Weise erfüllt werden der Ausspruch Jesu Christi: „Jeder Baum, der keine gute Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen werden.

Hunfried war in seinem Innersten tief erschüttert, und weinte. Er kniete vor der Mutter nieder, und bat sie inständig, beim Vater zu bewirken, daß er im Haus bleiben dürfe; er versprach ihr, sich gewiß zu bessern. Die Mutter aber erwiederte ihm: „Wie oft habe ich dich mit weinenden Augen gebeten, du sollest vor Gottes Auge und vor unsern Augen ein gutes Bäumlein werden, wie noch damals das Bäumlein, das im Anger dein Vater gepflanzt und dem er den Namen Hunfried gegeben hat, ein gutes Bäumlein war! Aber du hast meine Bitten nicht erhört, meine Thränen nicht geachtet. Nun bleibt es dabei, daß dieser Baum hier umgehauen wird, und daß wir dich aus dem Hause verstoßen."

Hunfried weinte beinahe die ganze Nacht, auf den Knien liegend und betend. Er flehte zu Gott, Er wolle seine Eltern bewegen,

ihn nicht aus dem Hause zu stoßen. Er machte die besten Vorsätze, sich ganz zu bessern; insbesondre machte er den Vorsatz, von nun an mehr und inbrünstig zu beten. Und er bat Gott schon jetzt inständig, Er wolle ihm die Gnaden schenken, durch die er sich bessern könne und werde.

Morgens um sieben Uhr aß man; Hunfried durfte am Tisch sitzen und essen; aber er konnte nicht essen; ihm war, als müsse ihm vor Wehmuth das Herz zerreissen; — auch die Geschwister konnten fast nicht essen, weil sie großes Herzeleid wegen des Hunfried hatten; und sie weinten. Nach dem Dankgebete ging der Vater mit einer Axt hinaus in den Anger und hieb den erstorbenen Apfelbaum um; die Mutter packte indessen die Kleidungsstücke Hunfrieds in ein Bündel zusammen. — Jetzt kam Mundus mit Philibert in die Stube herein, um den Hunfried abzuholen. — Hunfried fiel dem Vater zu Füßen, und mit ihm thaten es alle Geschwister; er sagte schluchzend: „Ach, lieber Vater, verstoßet mich doch nicht aus dem Haus; ich will mich gewiß bessern; ich will gewiß ein guter Baum wer-

den und gute Früchte tragen.“ — Und die Geschwister sagten weinend auf ihren Knieen, wie mit Einem Munde: „Lasset, lieber Vater, den Hunfried unter uns; er wird gewiß ein guter Baum seyn.“ — Der Vater und die Mutter mußten weinen, auch dem Mundus blieben die Augen nicht trocken. Der Vater hob den Hunfried auf, und sprach zu ihm: „So bleib denn bei uns, und sei unter uns ein schönes Bäumlein zur Ehre Gottes, und zu unsrer Freude.“

Hunfried besserte sich wirklich und zwar vollkommen. Es war eine große Freude im Hause. Der Taufpathe Mundus freute sich sehr, daß ihm Gott den Plan zur Besserung Hunfrieds gesegnet. Mundus hatte im sehr kalten Winter heimlich den Apfelbaum, der Hunfried hieß, ersterben gemacht; — dies that er durch einen ganz einfachen Kunstgriff, der den Liebhabern von der Baumzucht nicht unbekannt ist, und den die Bosheit manchmal mißbraucht.

Nach einiger Zeit, als sich die Besserung Hunfrieds als eine standhafte erwiesen hatte, sagte eines Tages der Vater, indem er, die

Gattin und die Kinder und Mundus im Anger bei den neun Apfelbaumen standen, zu Hunfried: „Lieber Sohn, Gott sei gepriesen, daß nun auch du ein guter Baum bist! Den Stock vom umgehauenen erstorbenen Baume graben ich und dein Taufpathe morgen aus; und ich pflanze an derselben Stelle wieder einen Apfelbaum, der auch Hunfried heissen soll: er wird blühen und Früchte tragen, und auf solche Weise ein Sinnbild von dir seyn."

Im Verlage von **G. J. Manz** in **Regensburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erbtheil, das beste. Eine Erzählung von dem Verfasser der **Ostereier.** (Chr. v. Schmid.) Mit 1 Stahlst. 8. geh. . . . . 18 kr. od. 5 gr.

Eroberung, die, **von Konstantinopel.** Eine Erzählung für die Jugend und Jugendfreunde. Von dem Verfasser der **freiwilligen Jäger.** Mit 1 Stahlstiche. 8. 1841. geheftet . . . . 30 kr. od. 8 gr.

Heinrich von Dinkelsbühl. Eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend. Von dem **Verfasser der Beatushöhle.** Mit 1 Stahlstiche nach Originalzeichnung von J. Leudner. 8. 1841. Velinp. . . . . 36 kr. od. 9 gr.

Hexe, die, vom Karrenberge. Eine Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders aber der reiferen Jugend dargereicht von dem Verfasser der **Beatushöhle.** Mit 1 Stahlstiche. 8. 1840. geheftet . . . . . . 36 kr. od. 9 gr.

„Der Herr Verfasser dieser Erzählung ist der Lesewelt durch mehrere ähnliche Leistungen schon lange her rühmlichst bekannt. „Die Hexe vom Karrenberge" darf zu dem Besten gerechnet werden, was unsere deutsche Literatur aus diesem Fache besitzt." Katholik v. Weis. 1841. 1s Heft.

Jäger, die freiwilligen. Eine Erzählung für die Jugend und Jugendfreunde. Mit 1 Stahlst. 8. 1841. geh. 30 kr. od. 8 gr.

„Diese Jugendschrift ist zunächst für das Volk bestimmt und sucht die schrecklichen Folgen der Lügen in einer höchst anziehenden Erzählung aus Deutschlands letztem Befreiungskriege darzustellen. Die Erzählungsweise ist einfach, aber darum höchst anziehend. Diese Jugendschrift gehört unter die besten ihrer Art." Kathol. Stimmen. 1840. 12s Hft.

Lenzen, geb. Sebregondi, M., Nekodas. Oder: Die Zerstörung Jerusalems. Eine Erzählung. Mit 1 Stahlstiche. gr. 12. 1841. Velinp. geh. 1 fl. 21 kr. od. 20 gr.

— — der Sieg des Glaubens. Eine Erzählung aus dem zweiten Jahrhundert. 2te, wohlfeile Ausgabe. Mit 1 Stahlstiche. gr. 12. 1842. geh. . . 36 kr. od. 9 gr.

Ueber das vorstehende zweite Werkchen sprachen sich beim Erscheinen der ersten Auflage mehrere Journale höchst beifällig aus. So sagen die kath. Stimmen (2r Jahrg. L. Bl. No. 12.): „Eine Novelle höherer Gattung, hat

dieselbe ein durchaus christliches Element erfaßt und dasselbe durch eine höchst geistreiche und anmuthige Stylistik auf eine Weise verarbeitet, daß selbst Gebildete diese Schrift mit Vergnügen lesen werden."

Erzählungen, den Eltern, Kindern und Dienstboten geweiht vom Verfasser der armen Hirtenfamilie. (J. N. Schneid.) 1s Bdchen. Auch u. d. Titel: Der kleine Gottfried. Die wohlthätigen Wege der Vorsehung. Die arme Weberfamilie. 12. 1833. . . . . 15 kr. od. 4 gr.

— — dieselben. 2s Bdchen. Auch u. d. Titel: Gott waltet oft wunderbar über die Seinen. Gott verläßt die Armen nicht. Der Waisenvater. 12. 1833. 15 kr. od. 4 gr.

— — dieselben. 3s Bdchen. Auch u. d. Titel: Isidor und Sabina. Ein Spiegel für Jung und Alt, woraus man erkennen kann, was Häuslichkeit und Arbeitsamkeit vermögen. gr. 12. 1835. . . . . 15 kr. od. 4 gr.

— — dieselben. 4s Bdchen. Auch u. d. Titel: Philipp und Anton, oder böse Beispiele verderben gute Sitten. Der redliche Christoph. 2 lehrreiche Erzählungen. gr. 12. 1835. . . . . 15 kr. od. 4 gr.

— — dieselben. 5s Bdchen. Auch u. d. Titel: Bertha, das arme Landmädchen. Eine lehrreiche Geschichte. 12. 1835. 15 kr. od. 4 gr.

— — dieselben. 6s Bdchen. Auch u. d. Titel: Der fromme Gilbert. Der heilige Bischof Karl. Der Glaubensheld Titus. 12. 1836. . . . . 15 kr. od. 4 gr.

„Erzählungen — aus dem Leben des Landvolkes und für dasselbe. Alle diese Erzählungen haben durchaus eine praktische Tendenz; die erste sucht zur Arbeitsamkeit und Klugheit in der Hauswirthschaft zu ermuntern: die zweite vor bösen Beispielen zu warnen, und insbesondere vor Umgang mit schlechten Gespielen, hält auch den Eltern eine Lektion; die dritte weist Gottes Segen als Lohn der Redlichkeit u. s. w. Diese Bändchen, so wie überhaupt sämmtliche Schriften des Hrn. Dekan Schneid, dürften jungen Leuten an Sonn- und Feiertagen eine sehr nützliche Lektüre verschaffen." Chrysostomus. 1835. 2s Heft.

— — für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereier. (Chr. v. Schmid.) 1s Bdchen. (Enth.: Der Kanarienvogel. Das Johanneskäferchen. Die Waldkapelle.) 3te Aufl. 12. 1833. 9 kr. geb. 12 kr. gr. 12. 12 kr. od. 3 gr. geb. 15 kr. od. 4 gr.

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Waibel, Aloys Adalbert,

Eine Tulpe von sechs neuen Erzählungen

Regensburg 1843

Paed.pr. 3976
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761474-6